Ausgewählte Werke

von

Frau M. S. Schwartz.

Aus dem Schwedischen.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1865.

Novellen
und
Erzählungen

von

Marie Sophie Schwartz.

Aus dem Schwedischen

von

Dr. Otto gen. Reventlow.

Sechster Band.

Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1865.

Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Inhalt.

Die Verläumdung.

„Sei keiner Vorurtheile Sklav; urtheile selbst
Mit der vom Himmel Dir gegebenen Vernunft."
Lidner.

Vielleicht bist Du, mein lieber Leser, einmal in der kleinen Residenzstadt X** gewesen, und wenn das der Fall ist, dann wirst Du auch in der einen langen Straße ein kleines, unansehnliches, gelb angestrichenes, zweistöckiges Haus gesehen haben, dessen ganzes Aeußere von Comfort, aber nicht von Reichthum zeugte. Man war, nach dem Aeußeren des Hauses zu urtheilen, geneigt, zu glauben, daß dort ein weniger bemittelter Beamter oder dergleichen wohnte.

Gerade gegenüber erhob sich, wie um des Contrastes willen, ein prachtvoll und elegant gebauter wirklicher Palast, welcher selbst der Hauptstadt Ehre gemacht haben würde, und an dessen Seite die gewöhnlichen hölzernen Häuser sich ganz traurig ausnahmen. Besonders schien das genannte kleine gelbe Haus immer kleiner und kleiner im Vergleich mit seinem stolzen Nachbar zu werden, welcher in seinem Hochmuth mitleidig auf sein unbedeutendes vis-à-vis herabblickte.

Diese Häuser, welche von so ungleichem Aeußeren waren, wurden indessen von zwei Geschwistern bewohnt, welche aber seit ihrer Kindheit in Uneinigkeit gelebt hatten.

Diejenige, welche das hölzerne Haus bewohnte, war von einem Verwandten angenommen und zu seiner Erbin gemacht worden, wogegen die Bewohnerin des Palastes arm geblieben.

Dadurch wurde bei der letzteren der Grund zu einem Haß gelegt, den keine Zeit und keine Verhältnisse hatten mildern können.

In dem kleinen Hause, auf das wir zuerst unsere Blicke werfen wollen, wohnte im Parterre die früher reiche Schwester mit ihren beiden Töchtern. Ihr Mann, der Lieutenant Pahl, welcher ein großes Vermögen mit ihr erhalten, das er aber gänzlich zu Grunde gerichtet hatte, hinterließ sie bei seinem Tode mit ihren zwei Kindern vollkommen von Allem entblößt. Ein Jahr darauf hatte sie das kleine Haus geerbt, welches einem entfernten Verwandten gehört, und jetzt mit seinem Garten ihr ganzes Vermögen ausmachte. Das obere Stockwerk hatte sie an eine Pfarrerswittwe vermiethet, die einen einzigen Sohn hatte.

Nach diesen Bemerkungen führen wir den Leser an einem Novemberabend in Frau Pahls Wohnung ein, welche aus zwei größeren und einem kleineren Zimmer bestand.

Das erste Zimmer repräsentirte zugleich Saal, Vorgemach und Salon der Familie. Dasselbe sah immer geputzt und geordnet aus, obgleich das Meublement nur aus einem schwarzen mit Leder überzoge-

nen Sopha, acht dergleichen Stühle, einem runden braungemalten Tisch, einem Schenktisch und einer altmodischen Chiffoniere bestand; aber die weißen Vorhänge und der immer reine mit Wachholder bestreute Fußboden gab dem Ganzen einen Anstrich von Comfort, welcher das ersetzte, was an Eleganz fehlte. In dem Zimmer hinter diesem befanden sich Frau Pahls Schlafkabinet und das Arbeitszimmer der Familie. Dasselbe war womöglich noch einfacher meublirt, aber nett und ordentlich. Das zwischen der Küche und dem Schlafkabinet befindliche Zimmer wurde von den beiden Töchtern der Frau Pahl bewohnt, und dessen ganzes Meublement bestand in einem braungemalten Bette, zwei Stühlen und einem kleinen Tisch.

Am ebengenannten Abend finden wir Frau Pahl auf dem Sopha im Schlafkabinet sitzend; ihr gegenüber steht ein Tisch, welcher mit Nähgeräthschaften bedeckt ist. Sie selbst ist beim Scheine einer Lampe eifrig mit einer Handarbeit beschäftigt.

Frau Pahl war eigentlich nie schön gewesen; aber ihre Züge waren edel und man glaubte in dem vor der Zeit gefurchten Gesicht eine ganze Reihe von Sorgen und Bekümmernissen lesen zu können. Wenn sie aufblickte, lag eine solche Hingebung, aber auch ein solcher Kummer in ihren braunen Augen, daß man aus denselben lesen konnte, das Unglück sei ihr ein alter Bekannter.

Ihr gegenüber saß auf der andern Seite des Tisches ein junges Mädchen von neunzehn bis zwanzig Jahren. Ihre Züge sind regelmäßig und ihre klaren, blauen Augen haben einen redlichen, ruhigen und

sanften Ausdruck; die Haut ist frisch, fein und durchsichtig. Ihre braunen Haare sind schlicht gekämmt und im Nacken in üppigen Flechten aufgesteckt. Auch sie arbeitet sehr eifrig.

„Arme Elin," sagte die Mutter, „wie es mir um Dich leid thut, daß Du allen Vergnügungen Deines Alters entsagen und hier bei mir zu Hause sitzen und Dich mit der langweiligen Arbeit beschäftigen mußt. Aber warum verzichtest Du zu Gunsten Lavina's auf Tante Karin's Einladung zum Balle heute Abend?"

„Weil es keine Aufopferung für mich war, beste Mama, während dagegen Lavina vor Sehnsucht und Ungeduld brannte, einmal einen Ball besuchen zu dürfen. Ihr von Natur lebhaftes Temperament leidet mehr unter unserem einförmigen Leben, als das meinige."

„Aber, Elin, Du bist ja auch auf keinem Ball gewesen, und Du bist doch zwanzig, während Lavina nur achtzehn Jahre alt ist. Wahrscheinlich würdest Du denselben auch mit Vergnügen besucht haben, denn in Deinem Alter ist es so natürlich, daß man in die Welt hineinblicken und etwas mehr davon sehen will, als die arme Wohnung der Mutter. Lavina hätte noch warten können, bis sich wieder eine Gelegenheit darböte."

„Nein, Mama, der Grund, warum ich auf den Ball verzichtete, war nur der, daß sie mit ihrem feurigen Temperament nur mit Schmerz eine solche Gelegenheit hätte abwarten können, von der nur Gott weiß, wann sie sich darbietet; und wenn ich aufrichtig

sprechen soll, so war mein Verdienst nicht so groß, denn meine Schüchternheit und Ungewohnheit in größere Gesellschaften zu kommen, würden mich wahrhaft gepeinigt haben. Ich bin überzeugt, daß mein Debüt zu gleicher Zeit kläglich und lächerlich ausgefallen wäre."

„Das war recht hübsch von Karin, daß sie auf der Durchreise an Euch dachte, und wie gut war sie nicht, daß sie Deiner Schwester den ganzen Ballanzug schenkte; obgleich Gott weiß, daß Lavina viel klüger gehandelt, wenn sie statt dessen das Geld angenommen hätte, wie Karin ihr das Anerbieten machte. Wir konnten es so gut zu weit nothwendigeren Sachen brauchen."

„Sei deßhalb nicht verdrießlich; ich habe meinen Ballanzug in baarem Gelde, weil Tante Karin uns beiden Ballanzüge geben wollte, aber nur Eine von uns auf den Ball gehen durfte."

„Ja, das war ein sonderbarer Einfall von Karin."

„Nein, ich finde ihn sehr natürlich, Mamachen. Tante wollte auf diese Weise das Nützliche mit dem Angenehmen verbinden. Diejenige, welcher der Ball besser gefiel, konnte sich den Genuß verschaffen, und diejenige, welche zu Hause blieb, erhielt Geld, um es zu etwas Nützlichem zu verwenden. Ich habe im Ganzen dabei gewonnen, daß ich zu Hause geblieben."

„Hörst Du, Elin, daß es an der Glocke läutet; ist Lisa in der Küche?"

„Ja, sie sitzt und spinnt."

Kaum waren die Worte ausgesprochen, als die Saalthüre sich öffnete und ein junger Mann eintrat.

„Guten Abend, Arthur,“ grüßten Mutter und Tochter den Eintretenden, welcher Frau Pahl ehrfurchtsvoll die Hand küßte und Elin freundlich zunickte.

„Willst Du nicht auf den Ball, heute Abend?“ fragte Frau Pahl.

„Nein, beste Tante; aber Mama und Agda werden hingehen.“

„Das ist doch Schade,“ fiel Elin mit einem schelmischen Lächeln ein; „denn Lavina ist dort.“

„Was sagst Du, Elin, Lavina ist auf dem Balle?“ rief Arthur mit unverstellter Verwunderung.

„Ja, was meinst Du; unsere Tante, Frau Röhl, welche seit fünfzehn Jahren nicht in X** gewesen ist, kam vorgestern hier an; sie reist nach H— und wollte auf der Durchreise Mama und uns sehen, und uns ein Vergnügen bereiten, obgleich sie keineswegs reich ist. Sie lud uns beide zum Balle ein, aber ich nahm lieber das Geld statt des Balles und der Ballkleider. Jetzt ist Lavina bei Tante Karin, um sich anzuziehen und sie hinzubegleiten.“

„Wenn es so ist, dann will ich auch hingehen,“ antwortete Arthur und verabschiedete sich.

Wir verlassen ebenfalls Frau Pahl und lenken unsere Schritte über die Straße hinein in das prächtige steinerne Haus, welches von Commerzienrath Ljung und seiner Frau, der Schwester der Frau Pahl, bewohnt wurde.

In einem kleinen eleganten Toilettezimmer saß die einzige Tochter des Commerzienrathes, Agda Ljung, und ließ ihren Kopfputz von ihrer Kammerjungfer ordnen.

„Mein Gott, Annette, wie Sie mich zurichtet, ich sehe ja aus, als wenn ich verrückt wäre!" rief das junge Mädchen, und riß mit der Schnelligkeit des Blitzes die Blumen herunter, welche das Haar zierten, zerstörte die mit so vieler Mühe geordnete Frisur und warf Nadeln und Blumen der bestürzten Kammerjungfrau in's Gesicht. Darauf bedeckte Agda das Gesicht mit beiden Händen und fing an zu weinen, während sie zu gleicher Zeit gegen Annette losbrach:

„Ich bin die unglücklichste Person auf der Erde, daß ich einen solchen Dummkopf, wie Du bist, zum Kammermädchen haben muß. Erst reißt Du mir das Haar vom Kopfe und dann staffirst Du mich aus, wie eine Bauernbraut. Da sind meine schönen Blumen zerstört!" schrie Agda, und trat die Blumen mit Füßen.

„Gute, beste Mamsell Agda, verzeihen Sie mir und sitzen Sie jetzt stille; ich verspreche Ihnen, mein Bestes zu thun. Es ist nur noch eine halbe Stunde bis zum Anfang des Balles, und ich werde in der Zeit Mamsell so schön machen, daß es auf dem ganzen Balle keine hübschere Dame geben soll," wagte Annette endlich zu sagen, während sie einige hochrothe Dornrosen von den Fußtritten und der Raserei Agda's zu retten suchte.

„Nun gut, ich will Dich noch einmal einen Versuch machen lassen," antwortete Agda, nachdem ihr

Zorn sich etwas gelegt hatte; aber das sage ich Dir, daß ich meinen Kopfputz in zehn Minuten fertig haben will. Bin ich dann nicht zu meiner Zufriedenheit frisirt, dann bitte ich Mama, daß sie Dich aus dem Dienst jage."

Jetzt setzt sie sich wieder vor den Spiegel und während Annette mit unglaublicher Raschheit die zerstörte Haartoilette wieder in Ordnung zu bringen suchte, wollen wir dem Leser eine kleine Beschreibung von Agda's Aeußerem geben.

Agda war achtzehn Jahre alt und hatte ein reines, ovales und regelmäßiges Gesicht. Die Augen waren hellbraun, lebhaft und von langen dunkeln Augenwimpern beschattet. Die Nase war fein und gerade, der Mund klein, mit rothen schwellenden Lippen und weißen Zähnen; die Haut blendend und frisch wie eine aufgesprungene Rose. Die Wogen des Bluts wechselten immer ihre Bewegung auf den Wangen, so daß diese jeden Augenblick eine andere Farbe annahmen. Das Haar war kastanienbraun und seidenweich. Agda war zwar klein und schmächtig von Gestalt, aber diese war trotzdem vollkommen harmonisch; Schultern, Brust, Hals, Arme und Hände waren wie gemeißelt, und sie glich mehr einer Sylphide, als einem Weibe. Wir überlassen es der eigenen Phantasie des Lesers, das Porträt dieser unserer künftigen Heldin zu vollenden.

„Jetzt sind die zehn Minuten verflossen!" rief Agda und wandte ihre Augen von der Uhr, auf welche sie dieselbe geheftet gehabt, nach dem Spiegel.

„Und jetzt ist Mamsell auch fertig," antwortete

Annette und befestigte die geretteten Rosen in dem Haare.

Agda warf einen prüfenden Blick in den Spiegel, setzte einige Locken zurecht und sagte:

„Das ist gut, gib nun mein Kleid her."

Bald stand sie fertig da in dem hellrothen Kreppkleide, welches durchsichtig und luftig um das kleine elegante und reizende Wesen wogte.

„Oeffne mir die Thüre und leuchte mir zur Mama," befahl Agda weiter, ohne ein einziges freundliches Wort, als Sühne für ihre Heftigkeit, gegen Annette zu äußern.

Sie gingen durch ein paar größere Zimmer und traten in einen kleineren Salon, wo die Commerzienräthin Ljung in voller Toilette auf einem kleinen Sopha saß und in einem Roman von Paul de Kock blätterte. Sie war ein kleines mageres Frauenzimmer mit kalten, stolzen Zügen. Ihre großen blauen Augen drückten kein Gefühl aus, die gebogene Nase und die dünnen Lippen gaben dem Gesicht etwas Unbeugsames und Hartes. Als Agda eintrat und ihr Blick auf das hübsche und graziöse Mädchen fiel, wurde der harte Ausdruck durch einen zärtlichen, fast leidenschaftlichen Zug gemildert.

Frau Ljung stand auf, setzte sich mitten im Zimmer in ein Fauteuil und sagte:

„Geh ein wenig im Zimmer herum, mein Engel, daß ich Dich betrachten kann."

Agda kam dem Wunsche der Mutter nach und grüßte sie, indem sie um ihren Stuhl herumging, mit einer anmuthigen Verbeugung.

„Ach, meine schöne Agda, wie Du doch reizend bist! Es gibt in unserem ganzen Ort kein so schönes Mädchen, und das sage ich Dir, Du mußt wenigstens einen Grafen zum Mann haben. Apropos, weißt Du, daß unser neuer Provinzialarzt heute Abend den Ball besucht, und außerdem kommt auch Oberst Rubens, der Erbe des Grafen De—, hin; wahrscheinlich wird auch Graf W. sich einfinden; also drei neue Cavaliere, und gewiß auch drei Sklaven von Dir; denn es gibt in der ganzen Stadt Niemand, der mit Dir wetteifern kann; die Gerechtigkeit müssen Dir Alle wiederfahren lassen."

„Ach, beste Mama, alles das weiß ich ja; aber welches Vergnügen hat man davon, hübsch zu sein, wenn man in einer kleinen Stadt wohnt? Ganz anders wäre es, wenn wir uns in Stockholm befänden; aber hier — hier vermag ich wahrlich nicht diesen unerträglichen Menschen gegenüber liebenswürdig zu sein."

„Warte, warte, mein geliebtes Kind, wir kommen doch wohl hin," antwortete die Mutter und stand auf, indem sie ihre Handschuhe anzog.

„Ja, warten muß ich, und das ist all der Trost, den Mama mir geben kann. Gott weiß, daß Mama nicht erfinderisch ist, da sie gar nichts bei Papa auszurichten vermag."

„Werde nicht böse, meine kleine Agda, sondern laß uns abfahren," antwortete die schwache Mutter ausweichend.

Als der Wagen mit den beiden Damen davon rollte, stand Annette da und murmelte vor sich hin:

„Es wird der Tag kommen, wo ich mich rächen kann; dann werden Sie, Mamsell Agda, alle die Schläge und Mißhandlungen, die Sie schon von der Kindheit an mich haben erdulden lassen, theuer bezahlen müssen. Dann ist die Reihe an mir, Sie weinen zu lassen; ja Blut weinen zu lassen, wenn ich es kann."

Langsam flossen einige unterdrückte Thränen über Annette's Wangen.

In dem großen Saale des Societätshauses war Alles, was die kleine Stadt X** an Eleganz besaß, bereits versammelt, als Commerzienrath Ljung mit Frau und Tochter eintrat. Agda hatte sich kaum gesetzt, als sie bereits zu den meisten Tänzen engagirt war. Man versammelte sich um das reiche und gefeierte Mädchen, um ihm seine Huldigung darzubringen.

„Sieh, da haben wir Oberst Rubens," sagte ein junger und bleicher Lieutenant zu Agda, und deutete auf einen langen, bräunlich aussehenden, stattlichen Cavalier von einigen und dreißig Jahren, mit ein Paar schwarzen, glänzenden Augen, welcher eine ältere Dame und ein junges Mädchen von blendender Schönheit einführte.

„Ach! Ist das der reiche, viel besprochene Oberst?

Aber wer sind die Damen, die er bei sich hat?" fragte Agda.

„Das weiß ich nicht," antwortete der Lieutenant und Alle, an welche Agda sich wandte, gaben dieselbe Antwort.

In demselben Augenblick trat Agda's Bruder, Arthur Ljung, ein. Er blickte die Versammlung im Salon an und nickte Agda zu; als aber seine Augen auf die Damen des Obersten fielen, eilte er hin, um sie zu begrüßen.

Das junge Mädchen wandte sich an die ältere Dame und an den Oberst, indem sie sagte:

„Mein Vetter, Student Ljung, Majorin Röhl, Oberst Rubens!"

Nachdem sie die gewöhnlichen Grüße und Höflichkeitsredensarten mit einander ausgetauscht hatten, wandte Arthur sich an das junge Mädchen und sagte:

„Ich hatte nicht die Absicht, heute Abend hieher zu kommen; aber als ich wie gewöhnlich zu Tante hineinging, erfuhr ich, daß Du hier sein würdest, und da beschloß ich, Zeuge Deines Debüts in der großen Welt zu sein."

„Ach! lieber Arthur, ich bin so unruhig und zugleich so froh. Denke Dir mich auf einem Ball — mich, die ich ja nie etwas Anderes getanzt habe, als das Wenige, was Mama mich gelehrt — und doch, wie amüsant ist es, tanzen zu dürfen!"

„Gewiß wird es gut gehen, Lavina; denn Du hast natürliche Anlagen zum Tanzen; das weiß ich, da ich mich unten bei Tante bisweilen mit Dir herumgeschwungen habe. Ich darf wohl die erste Française

mit Dir tanzen, und dann werde ich Dir in den Touren zurecht helfen."

„Nein, zur Française und zum ersten Walzer bin ich vom Obersten engagirt."

Arthur's Gesicht verfinsterte sich und er fragte flüsternd:

„Wie kennt ihr ihn?"

„Er hat ein Gut in der Nachbarschaft von Tante Karin gehabt und ist, wie ich höre, ihr Pathe. Du weißt wohl, daß er die großen Güter des Grafen De— geerbt hat?"

„Ich habe es gehört. — Hast Du meine Mutter und Agda gesehen, oder kennst Du sie vielleicht nicht, obgleich Ihr so nahe verwandt seid?"

„Nein, Arthur, ich kenne sie nicht und will auch nicht ihre Bekanntschaft machen," antwortete Lavina mit glühenden Wangen.

„Siehe, da kommt Papa, um Dich zu begrüßen," unterbrach sie Arthur.

Der Commerzienrath hatte immer mit seiner Schwägerin Umgang gehabt, obgleich es ihm nicht gelungen war, seine Frau zu einer Versöhnung zu bewegen; daher kam es denn, daß auch Arthur von der Kindheit an seine Verwandte besucht hatte.

Arthur entfernte sich, nachdem Lavina ihm die zweite Française und einen Walzer versprochen hatte.

Der Commerzienrath grüßte freundlich die Majorin und Lavina und machte vor dem Obersten eine steife Verbeugung.

Man spielte zur ersten Française auf und Lavina schwebte mit dem Obersten von dannen, bevor

der Commerzienrath Gelegenheit erhalten hatte, ihr ein Wort zu sagen.

„Es wäre Deine Pflicht gewesen, Arthur, Deiner Mutter im Voraus von dieser unangenehmen Begegnung in Kenntniß zu setzen,“ sprach der Commerzienrath mit schlecht unterdrücktem Aerger zu seinem Sohne.

„Das konnte ich nicht, da ich es nicht wußte, bevor Mama bereits auf den Ball gefahren war, und übrigens muß doch wohl Mama unter demselben Dach wie Tante Effas Tochter athmen können,“ antwortete Arthur mit einer großen Bitterkeit im Tone.

„Ah! das geht zu weit, daß mein Mann und Sohn auf einem öffentlichen Balle mit jenen Menschen sprechen, die ich nicht kennen will, und mich zum Gespräche der ganzen Welt machen.“

„Und das mit Recht,“ antwortete der Commerzienrath, welcher hinzugetreten war und die Worte seiner Frau gehört hatte. „Und wie gefällt es Dir, Mütterlein, daß Deine Schwestertochter Lavina viel hübscher ist als Deine Agda, und obendrein mit dem vornehmsten Cavalier der Gegend tanzt. Agda wird gewiß nach allem diesem krank, oder was meinst Du selbst, meine Alte?“

Der Commerzienrath bekam nicht die Antwort seiner Frau zu hören, denn Graf W— und der junge Provinzialarzt Nykopf wurden der Frau Ljung vorgestellt. Der Doktor war ein junger Mann von ungefähr zwanzig Jahren, mit einem regelmäßigen, ernsten und ruhigen Gesichte.

Nach beendigtem Tanze eilte Agda hin zu ihrer Mutter und rief:

„Das schöne Mädchen, welches Niemand kannte, ist ja meine Cousine, Lavina Pahl! Ich will mit ihr sprechen!“

„Stille, Agda, ich befehle es Dir; kein Wort davon, sofern Du nicht sofort den Saal verlassen willst,“ antwortete die Mutter in einem so befehlenden und strengen Tone, daß Agda sie mit Verwunderung anblickte.

Frau Ljung beeilte sich die obengenannten Herren ihrer Tochter vorzustellen, welche jetzt von ihnen zum Tanze aufgefordert und in Anspruch genommen wurde.

Der Ball nahm seinen Fortgang, ohne daß irgend etwas Bemerkenswerthes vorfiel.

Die idealisch hübsche Lavina Pahl, welche den Ball mit dem glänzenden Oberst Rubens eröffnet hatte, wurde von allen anwesenden Officieren zum Tanze aufgefordert, und obgleich man deutlich merkte, daß das junge Mädchen zum Erstenmale einen Ball besuchte, so vergaß man doch dieß über ihrer Schönheit und Naivität.

Man konnte von Lavina sagen, daß sie wegen des Vergnügens zu tanzen, von ganzem Herzen tanzte. Wir wollen, da wir gerade von ihr sprechen, dem Leser einen Begriff von ihrem Aeußeren geben.

Lavina war lang und schlank, mit einer natürlichen und edlen Haltung. Der hochgetragene Kopf wurde von glänzend schwarzen Locken umgeben, welche die feine, weiße, durchsichtige Haut noch blendender

und gleichsam zum Contrast des schwarzen Haares machte; aber in Harmonie mit der hellen Hautfarbe hatte Lavina auch ein paar große, klare blaue Augen, welche von schwarzen Augenwimpern und von ausgezeichnet aussehenden schwarzen Augenbrauen umgeben waren. Die Nase war klein und sanft gebogen. Der Mund hatte dadurch, daß die Unterlippe ein wenig hervortrat, einen stolzen und trotzigen Zug; dieser verschwand aber, wenn sie heiter und lächelnd eine Reihe weißer, frischer Zähne zeigte. In Lavina's Charakter war wie in ihrem Aeußeren eine Mischung von der Lebhaftigkeit des Südens und der Sanftheit des Nordens; mehr wollen wir nicht von ihr sagen.

Es wurde der letzte Tanz getanzt. Oberst Rubens und Doktor Nykopf standen und schauten demselben zu, während sie sich mit einander unterhielten.

„Nein, jenes Mädchen gefällt mir nicht; es liegt so viel Coquetterie in ihrer ganzen kleinen Figur, daß ich einen Ekel dabei empfinde; es ist unerträglich, ein Mädchen zu sehen, das im achtzehnten Jahre in jener Kunst schon ausgelernt ist."

„Mein lieber Oberst, seit wann bist Du denn so streng geworden, und seit wann hast Du angefangen, in dem Weibe etwas Anderes, als ein Spielzeug zu sehen?" fragte der Doktor lachend."

„Ich habe weder mit dem Einen, noch mit dem Andern angefangen; wenn ich mich aber zerstreuen und ein Spielzeug haben will, so muß es eines sein, womit ich spielen kann und das nicht mit mir spielt," antwortete der Oberst achselzuckend."

„Ich lasse Deinen Ansichten ihren Werth, und

bleibe doch bei dem, was ich sagte, daß Mamsell Ljung ein einnehmendes Mädchen, eine wirklich kleine Sylphide ist."

„Nun, wie findest Du denn Mamsell Pahl?" fragte der Oberst und betrachtete Lavina durch seine Lorgnette.

„Sie ist schön — von ihr wäre einnehmend zu wenig gesagt."

„Und natürlich wie eine ländliche Unschuld. Ihre naive Aufrichtigkeit amüsirt und gefällt mir weit mehr, als der impertinente Eigendünkel der Anderen."

„Aber, Rubens, Mamsell Pahl kommt mir viel zu gut vor, um ein Zeitvertreib für Dich zu werden," fiel der Doktor ernst ein.

„Geschwätz, es existirt keine weltliche Tugend. Wenn ich nicht den schönen Vogel heute fange, so thut es ein Anderer morgen. Das tugendhafteste Mädchen wünscht nichts sehnlicher, als dessen überhoben zu werden, und verbleibt es tugendhaft, so geschieht es aus Mangel an Gelegenheit, das Gegentheil zu werden. Die Liebe ist ja nur ein Zeitvertreib; siehe da die nackte Wahrheit."

„Es ist wunderlich anzuhören, daß Du, nun zwei und dreißig Jahre alt, so sprichst."

„Kann ich dafür? Die Welt ist mir nun so erschienen; ist das mein Fehler?"

Hier wurde das Gespräch unterbrochen. Der Tanz hatte aufgehört, und Jedermann ging nach Hause.

Der Oberst führte die Majorin und Lavina in die Wohnung der Ersteren.

Einige Tage nach dem Balle saßen Lavina und Elin eifrig in dem inneren Zimmer mit einer Handarbeit beschäftigt; die Thüre zum Saale stand offen.

„Du lieber Gott, wie langweilig es wird, nachdem Tante Karin abgereist ist," seufzte Lavina.

„Sage lieber, daß es langweilig ist, diesen Winter nicht auf mehr Bälle kommen zu dürfen," sagte Elin lächelnd.

„Ja, warum nicht? Freilich ist es hart genug, seine ganze Jugend damit zubringen zu müssen, wie ein Sklave für Kleider und Nahrung zu arbeiten. Wie es doch traurig ist, arm zu sein!"

„Spreche nicht so, Lavina, und danke Gott für die Hülfe, die wir von Tante Karin, die selbst so viele unversorgte Kinder hat, erhielten."

„Das ist recht schön und gut, aber es ist doch eine Freude, etwas mehr von der Welt zu sehen, als diese vier Wände, Onkel Ljung, Arthur und unsere Mietherin."

„Es ist wohl jener stattliche Oberst, den Du vermissest?" fiel Elin mit einem etwas boshaften Lächeln ein.

„Nein, durchaus nicht, denn Arthur ist viel hübscher und unterhaltender. Der Oberst sieht aus — ja, laß mal sehen, wie er aussieht — wie eine stürmische Herbstnacht," sagte Lavina und fing an herzlich zu lachen.

„Das war ein trauriger Vergleich," antwortete eine klare männliche Stimme von der Saalthüre, und als die beiden Mädchen hinblickten, stand der Oberst dort.

„Ach, mein Gott, der Oberst!“ rief Lavina und stand auf.

„Ich bitte um Verzeihung wegen dieser Ueberraschung; aber es war nicht meine Schuld, sondern die der Damen, welche nicht hörten, daß ich hustete und Geräusch machte, um meine Anwesenheit bemerklich zu machen. Meine Strafe wurde, daß ich Mamsell Lavina's häßlichen Vergleich zu hören bekam.“

„Das war ein großes Unglück für mich,“ meinte Lavina lächelnd und etwas verdrießlich. „Ich werde Mama sagen, daß der Herr Oberst hier ist.“

Sie eilte hinaus. Der Zweck des Besuchs des Obersten war, Leibwäsche fertigen zu lassen. Die Majorin hatte ihm gesagt, daß Frau Pahl für Andere nähe, und jetzt nahm er sich vor, sich an Sie zu wenden u. s. w. Die wirkliche Ursache war indessen, daß der Oberst eine Veranlassung haben wollte, Frau Pahl zu besuchen, um sich auf diese Weise Lavina zu nähern.

Während der Unterhaltung mit Frau Pahl theilte der Oberst ihr mit, daß sie Nachbarn seien, da er Graf De—'s Haus geerbt, welches auf der Osterstraße läge, und dessen Garten an den der Frau Pahl grenze. Nachdem er versprochen hatte, Leinwand zu schicken und selbst wiederzukommen, um zu sagen, wie er es genäht haben wolle, entfernte er sich.

„Weißt Du, Elin, daß der Oberst jetzt Eigenthümer von Alhem ist, und daß Arnold sich an ihn wenden muß; denn es ist ein Patronat?“ sagte Frau Pahl zu Elin, als der Oberst fortgegangen war.

„Ja, das ist wahr. Ach! und wenn der alte

Graf gelebt hätte, bis der Pastor ernannt sei, dann hätte Arnold die Stelle bekommen," antwortete Elin seufzend.

„Und Du hättest dann bald wohlbestallte Pastorin werden können," scherzte Lavina.

„Nun, das weiß Gott, wann daraus was wird; wir werden wohl wenigstens zehn Jahre warten müssen."

„Sei Du artig gegen jenen wilden Oberst, so gibt er vielleicht Deinem Arnold das Pastorat, um Euerer treuen Liebe willen; Du warst gewiß nur vier Jahre alt, als Du Dich in ihn verliebtest."

„Ja, viel älter war ich nicht," meinte Elin lächelnd.

Wir gehen über einen Monat weg. Während dieser Zeit waren Graf W— und Doktor Nykopf tägliche Gäste im Hause des Commerzienrathes gewesen. Beide wurden mehr und mehr für Agda eingenommen, und man sah deutlich, daß sie in denselben zwei Freier hatte.

War es ein Traum, oder ein Spiel des Schicksals? Die oberflächliche und flüchtige Agda schien nicht den heiteren und hübschen Grafen W— zu bemerken, so ausschließlich widmete sie ihre Aufmerksamkeit dem ernsten, ruhigen und verständigen Doktor. Mit jedem Tag wurde es deutlicher, daß Agda ihn vorzog. In

seiner Gesellschaft war sie heiter, mild und liebenswürdig, während sie sich gegen alle Andern launisch, herrschsüchtig und heftig zeigte.

Der Kommerzienrath sah mit Vergnügen diese Wendung im Geschmack seiner Tochter, während dieselbe dagegen der stolzen und eitlen Mutter Unruhe und Bekümmerniß erregte. Sie hatte von Agda's frühester Kindheit an sich daran gewöhnt, sie als eine künftige Gräfin zu betrachten, und konnte sich deßhalb gar nicht mit dem Gedanken befreunden, daß Agda nur die Gattin eines elenden Provinzialarztes werden sollte. Nein, unsere Commerzienräthin beschloß das Blatt vom Munde zu nehmen und ihrer Tochter zu sagen, daß sie sich auf einem Irrwege befände, besonders da die gnädige Frau ganz wohl wußte, daß sie auf keine Unterstützung von Seiten ihres Mannes zu rechnen habe.

An einem hübschen Dezembertag in der Woche vor Weihnachten saßen Mutter und Tochter zusammen in dem kleinen Salon. Agda saß still und gedankenvoll, eifrig mit einer Stickerei beschäftigt.

„Meine kleine Agda, Du siehst so traurig aus," begann Frau Ljung.

„Daß ich nicht wüßte," antwortete Agda, ohne aufzublicken.

„Wahrscheinlich denkst Du an Graf W. und seine Freierei, die wohl nicht lange auf sich warten lassen wird."

„Nein, ich kümmere mich um den ganzen Grafen nicht; meine Gedanlen beschäftigen sich mit etwas Besserem."

„Höre mal, mein Kind, Du wirst doch wohl nie so launisch sein, eine so glänzende Partie von Dir zu weisen? Erinnere Dich, daß eine solche sich vielleicht nie mehr Dir darbieten wird. Der Graf ist jung, schön und befindet sich in einer glänzenden gesellschaftlichen Stellung; kurz, er vereinigt alle mögliche Eigenschaften in sich."

„Das mag sein; aber er hat den Fehler, daß er mir nicht gefällt," unterbrach Agda sie ärgerlich.

„Wie Du doch sprichst, Kind; Du erschrickst mich in der That. Du willst doch nicht den Heirathsantrag des Grafen ausschlagen!" rief die erschrockene Kommerzienräthin.

„Ja, das will ich gewiß."

„Mein Gott! Agda, was fällt Dir ein, Du bist nicht bei Sinnen, daß Du so sprichst. Wisse dann, daß ich mich zu Tode grämen würde, falls Du ein solches Glück von Dir wiesest."

„Wenn ich aber Mama sage, daß ich ihn nicht lieben kann, daß mein Glück durchaus nicht darin besteht, Gräfin zu werden, so muß Mama mich wohl in Frieden lassen," erwiederte Agda sehr ungeduldig.

„Agda, Agda! sprichst Du so zu Deiner Mutter, wenn sie Dein Glück will? Das sage ich Dir, daß Du, wenn Du daran denkst, dem Grafen jenen kalten und unerträglichen Doktor vorzuziehen, es auf Dein Gewissen nehmen mußt, meinen Tod beschleunigt zu haben; denn mit einem solchen Menschen wirst Du unglücklich, während der Graf ganz und gar für Dich geschaffen ist. Mein geliebtes Kind, ich, Deine Mutter, bitte und bettle Dich darum, nicht ein Glück von Dir

zu stoßen, welches den Neid der ganzen Gegend erregen wird. Wenn Du einen Schatten von Zärtlichkeit für mich empfindest, die Dich so hoch liebt, so folge meinem Rathe."

„Meine gute Mama, höre auf mit diesem Gespräch und mit diesen Bitten," antwortete Agda ernst, aber ruhig, „denn es ist jetzt zu spät; mein Herz hat bereits seine Wahl getroffen. Ich liebe Nykopf; ihn oder Niemanden will ich haben."

„Wenn er aber Dich niemals freit," rief die Mutter mit einem Hoffnungsschimmer.

„Dann sterbe ich ledig," antwortete Agda mit Bestimmtheit.

Vierzehn Tage darauf war Agda zum tiefen Schmerz der Commerzienräthin mit dem Provinzialarzt verlobt.

An demselben Tage, an welchem jenes Gespräch zwischen Agda und ihrer Mutter stattfand, saß Frau Pahl allein in ihrer Wohnung und arbeitete, als der Oberst eintrat.

„Heute komme ich mit einer Bitte an Frau Pahl," sagte er und nahm am Nähtische Platz.

„Es wird mir ein Vergnügen sein, dieselbe zu erfüllen, denn ich bin immer dem Herrn Obersten sehr verbunden für die viele Arbeit, welche wir erhalten haben."

„Diesmal verursache ich Ihnen nur wenig Mühe. Ich habe seit mehreren Jahren einigen unglücklichen Familien um die Weihnachtszeit durch Andere mit etwas Geld ausgeholfen, aber es nie haben wollen, daß sie mich kennen sollten. Nun würde ich Ihnen sehr verbunden sein, wenn Lavina die Mühe der Vertheilung übernehmen wollte. Ich hörte sie neulich es so lebhaft beklagen, daß sie nicht in der Lage wäre, ihren armen Mitmenschen beizuspringen, daß ich glaube, mein Vorschlag werde ihr ein Vergnügen machen."

„Ja, gewiß wird es das; und mit Vergnügen gebe ich meine Zustimmung. Wenn Lavina nach Hause kommt, werde ich es ihr sagen."

„Und wenn vielleicht Frau Pahl mir durch einige Worte ihre Antwort mittheilen will, dann werde ich das Geld und die Liste der Bedürftigen schicken. Aber haben Sie die Güte, Mamsell Lavina zu sagen, daß ich unbekannt sein will, und ich ersuche auch Frau Pahl, so freundlich zu sein, denselben gegen Niemanden zu erwähnen." Damit entfernte sich der Oberst.

Als Lavina nach Hause kam und von der Sache in Kenntniß gesetzt wurde, tanzte sie mehrere Male entzückt auf dem Fußboden mit Elin herum und rief: „Ach, wie herrlich! — wie göttlich, denjenigen, die arm sind, Geld geben zu dürfen! Ich möchte wegen dieses Vergnügens den Obersten, trotz seinem schwarzen Gesichte, beinahe liebhaben!"

Frau Pahl schrieb folgenden Brief an den Obersten:

„Herr Oberst!

Hiermit benachrichtige ich Sie, daß Lavina, wie ich selbst, mit Freuden auf den Vorschlag des Herrn Obersten eingeht. Wir fühlen uns durch denselben glücklich und geschmeichelt zu gleicher Zeit, und werden das strengste Schweigen beobachten.

Mit großer Hochachtung

Essa Pahl."

Frau Pahl hatte keine Ahnung von dem Kummer, welchen dieser Brief ihr bereiten würde, und noch weniger ahnte Lavina, daß derselbe für ihre ganze Zukunft entscheidend sein würde.

Der Tag vor Weihnachten war jetzt gekommen. In Frau Pahl's Wohnung fand große Aufräumung statt. Mama selbst und Elin waren in der Küche und backten. Lisa scheuerte im Schlafzimmer und Lavina, im Unterrock und Jacke mit ein paar alten Schnürstiefeln an den Füßen und einem Halstuch um den Kopf, war im Saale damit beschäftigt, eine Anzahl Leuchter mit Kreide und Essig zu scheuern. Ziemlich beschmutzt, rieb Lavina unverdrossen an den Leuchtern, während sie ein Lied vor sich hinsummte. Sie kehrte der Thüre, welche zum Saale führte, den Rücken zu, und war so eifrig mit ihrem Reinmachen beschäftigt, daß sie nicht hörte, wie die Thüre aufge-

macht wurde, bevor die Stimme des Obersten ihr Ohr erreichte, welche fragte:

„Ist die Herrschaft zu Hause, Jungferchen?"

Lavina's Schreck läßt sich leicht begreifen, wenn man ihren Anzug und ihre Beschäftigung bedenkt. Jede Leserin in Lavina's Alter wird ihre Gemüthsstimmung zu würdigen wissen. Um keinen Preis der Welt hätte sie sich umgedreht und den Obersten sehen lassen, wer sie sei, und ebenso wenig konnte sie antworten, weil sie fürchtete, sich zu verrathen; dazu kam ihr Schrecken, daß der Oberst näher kommen möchte.

Lavina faßte einen verzweifelten Entschluß; sie stürzte, den Scheuerwisch in der einen und einen Leuchter in der anderen Hand in das Schlafzimmer; aber es stand im Buche des Schicksals geschrieben, daß Lavina nicht entkommen sollte; denn in der Schlafzimmerthüre stürzte sie gerade in die Arme von Arthur, welcher durch die Küche hineingekommen war. Da er keine Ahnung von der Ursache zu Lavina's Flucht hatte, so faßte er sie um den Leib und rief lachend:

„Jetzt sollst Du zur Strafe dafür, daß Du mit Kreide und Leuchtern auf mich losstürzest, im Saale mit mir herum tanzen!" Dann schwenkte er sie einigemale herum, bis beide sich gerade vor dem Obersten befanden. Dann erst wurde Arthur seiner gewahr.

Der Oberst konnte ein Lächeln nicht zurückhalten, als er den verblüfften Arthur und die fast weinende Lavina anblickte; und wahrlich, es bedurfte der ganzen Schönheit Lavina's, um in einem solchen be-

schmierten und unordentlichen Costüme nicht so abschreckend auszusehen.

„Ach! jetzt habe ich eine verd— Dummheit begangen," begann Arthur. „Es war der Oberst, vor dem Du flüchtetest."

„Ja, gewiß," antwortete Lavina lächelnd, „und dießmal wirst Du wohl mich nicht daran hindern."

„Jetzt werde ich es," fiel der Oberst ein, „obgleich ich nicht wage, es auf dieselbe Weise zu thun, wie Herr Ljung. Der Zweck meines Kommens ist, mit Frau Pahl für die Arbeit zu liquidiren."

Darauf überreichte er Lavina ein kleines Packet und entfernte sich mit einer Verbeugung.

„Du bist der verdrießlichste Mensch auf der Erde," sagte Lavina piquirt. „Wer gab Dir Erlaubniß, hier hereinzutreten?"

„Tante, meine Freundin; übrigens konnte es nichts schaden, daß Deine Eitelkeit etwas gezüchtigt wurde, denn Du blähst Dich rasend auf vor dem Burschen."

„Das ist eine ordinäre Verläumdung; ich kann ihn nicht ausstehen," versicherte Lavina hitzig.

„Und doch, meine liebe Cousine, gefällt es Dir recht gut, wenn er Dich mit seinen schwarzen Augen betrachtet, und Du bist entsetzlich besorgt, ja recht nett auszusehen, wenn er kommt."

„Nun ja, ich will nicht wie eine Eule aussehen; das will ich nicht einmal vor Dir."

„Wäre ich aber hierhergekommen statt des Obersten, dann wärest Du nicht davon gesprungen."

„Nein; denn ich weiß, daß Du mich leiden magst und Dich nicht um solche Lumpereien kümmerst. Uebrigens bin ich immer froh, wenn ich Dich sehe, und dann denkt man weniger an dergleichen Lappalien."

„Woher weißt Du, daß ich Dich gern habe?" fragte Arthur und schlang seinen Arm um Lavina's Leib.

„Das fühle ich hier," sagte Lavina und legte die Hand auf das Herz.

„Dank, Lavina, Dank; sage mir nur, daß Du Dich nicht um den Obersten kümmerst; dann bin ich glücklich."

„Ich kümmere mich durchaus nicht um ihn, das versichere ich Dich; aber freilich kommt es mir manchmal vor, daß er meint, ich .... sei ...."

„Hübsch, willst Du sagen; aber kümmere Dich auch nicht darum, denn dann werde ich unruhig. Gib mir jetzt einen Kuß, Lavina, dann gehe ich und komme heute Abend mit Arnold wieder, der heute Nachmittag noch aus der Stadt erwartet wird."

Lavina küßte den Vetter und sie trennten sich heiter und glücklich in ihrer halb unbewußten Liebe.

Morgens am Tage des Weihnachtsabends ging Lavina aus, um einige kleine Weihnachtsgeschenke zu kaufen. Gerade als sie um die Ecke lenkte, begegnete sie d:m Obersten.

„Guten Morgen, Mamsell Lavina! Schon ausgegangen?“ redete er sie an und setzte seinen Weg an ihrer Seite fort. „Ich sah es von meinen Fenstern aus, als Mamsell Pahl ihr Haus verließ, und beeilte mich, Ihnen zu begegnen, da ich Ihnen einige Worte zu sagen habe.“

„Wenn dem so ist, dann können wir ja davon zu Hause sprechen; denn es sieht nicht gut aus, wenn der Herr Oberst mich begleitet,“ antwortete Lavina etwas verlegen.

„So genau würden Sie es gewiß nicht mit Herrn Ljung nehmen?“

„Er ist ja mein Vetter,“ antwortete Lavina und blickte den Obersten mit Verwunderung an.

„Ich will das Thema gern so lange verlassen. Ich kann nicht mit Ihnen zu Hause sprechen, denn was ich Ihnen zu sagen habe, betrifft nur Sie und kann nur von Ihnen angehört werden. Hier läßt es sich eben so wenig machen; versprechen Sie mir deshalb, selbst die Bücher in Empfang zu nehmen, welche ich heute Abend schicke, und welche ich Ihrer Schwester versprochen habe. Sie finden in dem ersten Buch einen Brief an Sie. Nehmen Sie denselben und lesen Sie ihn, wenn Sie allein sind. Sie dürfen mir das nicht ausschlagen. Erinnern Sie sich, daß es die erste Bitte ist, welche ich an Sie gerichtet habe. Und jetzt entferne ich mich, damit meine Gesellschaft Ihrem Rufe nicht schaden möge.“

Ohne Lavina Zeit zur Antwort zu geben, entfernte sich der Oberst.

Lavina machte ihre Einkäufe, aber ohne großes

Interesse; denn der Brief vom Oberst spuckte in ihrem Kopf. Sie war begierig zu wissen, was derselbe enthalten würde und ob sie über Alles mit ihrer Mutter sprechen sollte; dann würde aber Mama sie gewiß daran hindern, ihn zu lesen, und des Vergnügens mochte sie nun kaum verlustig werden. Vielleicht war es ein Liebesbrief? Bei diesem Gedanken erröthete Lavina; aber sie konnte es nicht verhindern, daß das Herz rascher klopfte.

In Lavina's Phantasie entstanden jetzt viele Bilder aus der Romanwelt; sie hielt es für ausgemacht, daß der Oberst in seinem Briefe freie, und sie sah bereits im Geiste, wie sie die edle Rolle spielte, und um Arthurs willen auf den reichen und vornehmen Obersten verzichtete.

Lavina fühlte sich froh und glücklich darüber, daß so Etwas ihr passirt sei, die doch so eingezogen lebte, und das Resultat war, daß Lavina um keinen Preis auf den Brief und darauf verzichten wollte, ganz allein ihre große Rolle zu spielen. Sie faßte den großen und wichtigen Entschluß, erst, wenn Alles gut abgemacht sei, die Sache ihrer Mutter, Schwester und Arthur mitzutheilen.

Mit blitzenden Augen, stolzer Haltung und laut klopfendem Herzen kam Lavina nach Hause.

Der Tag kam Lavina sehr lang vor; denn sie erwartete mit großer Ungeduld den versprochenen Brief, besonders da noch nie Jemand zu ihr von Liebe gesprochen.

Arthur und sie waren von Kindheit an zusammen gewesen, ihre gegenseitige Neigung hatte seitdem

zugenommen und sich in Liebe verwandelt, obgleich sie nicht zu einander davon gesprochen hatten. Es verhielt sich damit, wie Lavina selbst bemerkte: sie fühlte in ihrem Herzen, daß er sie liebte und daß sie ein Paar werden müßten. Es war ein stillschweigendes Bündniß der Seelen, welches keiner Worte bedurfte, um sich verständlich zu machen. Niemals hatte Jemand in Lavina's Umgebung gesagt: Arthur wird Dein Mann werden; niemals hatte Arthur gesagt: Du wirst meine Frau werden; und doch hielt Lavina es für eine abgemachte Sache. Gewiß ist es, daß weder ihre Mutter noch Schwester daran gedacht hatten; sie sahen in Arthurs Neigung zu Lavina nichts als die Freundschaft eines Verwandten. Es war deshalb nicht zu verwundern, wenn Lavina mit der Lebhaftigkeit und Neugierde eines achtzehnjährigen Mädchens sich darnach sehnte, zu wissen, wie man sich ausdrücke, wenn man zu einem Mädchen von Liebe spräche. Daß der Brief davon handeln würde, dessen war Lavina gewiß; denn sie erinnerte sich der heißen Blicke des Obersten, und so unschuldig ein Weib auch sein mag, so liegt es doch in dessen Instinkt, es zu merken, wenn es von einem Mann geliebt wird.

Du, meine etwas strengere Leserin, dürftest vielleicht von Lavina, als von einem tugendhaften Mädchen, verlangen, daß sie, nach Deinen Begriffen, mit Verachtung jeden Gedanken daran, einen Liebesbrief zu lesen, hätte zurückweisen sollen; aber ich kann nichts dafür, daß sie etwas unvollkommen und, wie andere Weiber es auch in der That sind — etwas

neugierig war; ein Fehler, der sie bereits seit Mutter Eva's Zeiten auf Irrwege geführt hat.

Der kleine Saal bei Frau Pahl war reich erleuchtet; so auch die andern Zimmer, welche alle reinlich und geputzt eine Feiertags-Physiognomie angenommen hatten. Frau Pahl selbst war in der Küche, um das Weihnachts-Abendessen zu ordnen. Elin war im Zimmer der Mädchen, um Weihnachtsgeschenke zu versiegeln. Lavina wanderte unruhig auf und ab unten im Saale und horchte auf jeden Laut. Endlich klopfte es an die Thüre im Entree. Mit Einemmale sprang Lavina hinaus und öffnete; aber da stand der Bediente des Commerzienraths Ljung mit einem Packet in der Hand.

„Ich sollte dieses vom Commerzienrath übergeben," sagte der Bote und entfernte sich.

Lavina wollte die Thüre schließen, als Jemand in demselben Augenblick einen Griff in diese that; Lavina begegnete den schwarzen Augen des Obersten. Er überreichte ihr einen Brief und ein Packet.

„Ich erwarte Ihre Antwort morgen, wenn Sie mir Nikanders Gedichte zurückschicken," sagte er und verschwand.

Lavina stand etwas betroffen mit dem Brief da; aber sie hatte nicht lange Zeit, sich zu besinnen; denn die Ankunft von Frau Pahls Miethfrau, der Propstin Lindgren und deren Sohn, Magister Arnold Lindgren, zwang sie, denselben zu verstecken.

Die Propstin Lindgren hatte schon seit der Zeit im Hause gewohnt, wo Frau Pahl dasselbe geerbt und die beiden Wittwen hatten auf einem vertrauten

Fuß mit einander gelebt. Jeden Weihnachtsabend brachten die Propstin und ihr Sohn bei der Familie Pahl zu, und jeden Weihnachtstag waren Pahls oben bei der Propstin; so war es schon seit der Kindheit der Mädchen gewesen, und so war es noch.

Es war deshalb nicht zu verwundern, wenn durch dieses vertrauliche und fast tägliche Zusammensein erst eine kindliche Neigung zwischen Elin und Arnold entstand, und als sie heranwuchsen, ein wärmeres Gefühl die beiden jungen Leute mit einander verband.

Arnold war jetzt dreißig, Elin zwanzig Jahre alt, und sie waren seit vier Jahren verlobt gewesen. Arnold hatte die geistliche Laufbahn gewählt und stand dem vakanten Pastorat in Alhem vor, wo er unter dem verstorbenen Pastor Adjunkt gewesen war. Jetzt hoffte sowohl er wie Elin, daß der Oberst, welcher Alhem geerbt, ihn mit demselben Wohlwollen, wie der verstorbene Eigenthümer Graf Oe—, behandeln und, da Alhoms Pastorat ein Patronat war, Arnold zum Pfarrer wählen würde.

Wie eifrig, wie warm die Verlobten dieses wünschten, läßt sich leicht begreifen, wenn man bedenkt, daß beide sich seit der Kindheit geliebt und unter ganz beschränkten Verhältnissen erzogen worden waren. Wenn diese Hoffnung fehlschlug, dann konnte Elin sich darauf gefaßt machen, noch eine ganze Reihe von Jahren auf ihren Arnold warten zu müssen.

„Mein Gott, liebe Lavina, ich glaube, es war der Oberst selbst, der durch das Thor hinausging," bemerkte die Propstin, nachdem sie gegrüßt.

„Ja, er gab diese Bücher für Mama ab," antwortete Lavina, ohne das Erröthen lassen zu können.

„Er ist sehr artig gegen Euch und erstaunlich oft hier," fuhr die Propstin fort, indem sie einen forschenden Blick auf Lavina's erröthendes Gesicht warf.

„Wir haben die ganze Zeit viel Arbeit von ihm gehabt; aber hier stehe ich und plaudere und sage Mama nicht, daß Tante gekommen ist."

Lavina eilte hinaus.

„Glaubst Du nicht, daß Lavina ein bischen zu viel den Obersten leiden mag? Man flüstert sich schon eine Menge Vermuthungen über seine häufigen Besuche in's Ohr," sprach die Propstin zu ihrem Sohn, als Lavina fortgegangen war.

„Beste Mama, gebe nicht Acht auf das, was man schwatzt, das ist gewiß Verläumdung. Wir kennen Beide Tante Esso's strenge Grundsätze."

Frau Pahl und ihre Töchter traten jetzt ein. Lavina übergab der Mutter das Packet mit den Büchern vom Obersten, sowie das vom Commerzienrath, welches letztere fünfzig Thaler für Frau Pahl und Zeug zu einem Anzug für jedes Mädchen enthielt.

Der Theetisch wurde gedeckt und man verzehrte unter Geplauder das frische Weißbrod und den warmen Thee.

Lavina entfernte sich, indem sie sagte:

„Jetzt ist die Reihe an mir, meine Weihnachtsgeschenke einzupacken."

Nachdem sie die Thüre zu der kleinen Kammer wohl verschlossen hatte, zog sie den Brief hervor.

Ihr Herz klopfte vernehmlich, und sie zögerte unentschlossen, ob sie ihn wohl öffnen dürfte.

„Vielleicht handle ich schlecht, indem ich ein Geheimniß vor meiner Mutter habe," dachte sie; aber gleich darauf tönte eine andere Stimme in ihren Gedanken: „Wenn Mama den Brief liest, dann werde ich es nicht allein, welche seine Freierei zurückweist, sondern dann wird Mama auch eine Stimme mit haben; nein, ich will ihn lesen und auch meinen Entschluß auf eigene Faust fassen."

Gedacht, gethan; denn jetzt war der Brief erbrochen und Lavina las Folgendes:

„Geliebte Lavina!

„Verzeihen Sie mir diesen Anfang, aber warum nicht sofort sagen, welche Gefühle mir diese Zeilen dictiren.

„Von dem ersten Augenblick an, wo ich Sie bei Majorin Röhl sah, machten Sie einen tiefen und unauslöschlichen Eindruck auf mein Herz. Daß dieses Gefühl dadurch nicht schwächer geworden, daß ich Sie fast täglich sah, das wissen Sie, Lavina; denn Sie haben es in meinen Blicken gelesen, und ich habe aus Ihrem Erröthen, wenn unsere Augen sich begegneten, gesehen, daß Sie die Gefühle verstanden, welche sich in den meinigen niederspiegelten.

„Ich wage nicht zu sagen, daß Sie mich lieben; ich glaube es kaum; aber was Sie noch nicht thun, das werden Sie eines Tages thun können.

„Ich liebe Sie, Lavina, nicht mit jener stummen

Bewunderung, welche sich damit begnügt, den Gegenstand ihrer Liebe zu betrachten. Nein, ich liebe Sie mit einer heftigen und starken Leidenschaft, welche mich ausschließlich beherrscht. Ich liebe Sie mit der ganzen Kraft meiner Seele, und Sie müssen, verstehen Sie, Lavina, Sie müssen die Meinige werden. Um Ihretwillen würde ich Alles opfern können; aber ich würde um nichts in der Welt den Besitz von Ihnen opfern.

„Höre mich deshalb, geliebtes, angebetetes Mädchen!

„Ich bin reich, sehr reich; — Sie sind arm, Lavina, ärmer, als Sie ahnen; denn das Haus, das Sie besitzen, ist zum Belaufe seines ganzen Werths verpfändet, und ich bin jetzt der Besitzer von diesem Pfandbrief. Ich verspreche Ihnen, Alhems Pfarrei dem Bräutigam Ihrer Schwester zu geben, Ihrer Mutter die von mir eingelöste Pfandverschreibung auf ihr Eigenthum zu schenken und ihr das Anerbieten zu machen, daß sie X— verlasse und nach einem kleinen Gute ziehe, das zu Alhem gehört. Ich werde Ihre Mutter mit Wohlstand, Sie mit allem Luxus und aller Bequemlichkeit, die Sie wünschen, umgeben, und dafür, Lavina, verlange ich: Ihre Liebe — Ihren Besitz.

„Sie werden mir gehören, ohne daß weder die Welt, noch irgend Jemand von Ihren Verwandten es ahnt; meine Liebe zu Ihnen wird ein Geheimniß sein, das wir, ich und Sie, kennen, und sie wird, von diesem mystischen Schleier umgeben, nur an Kraft und Anmuth gewinnen. — Sie werden ant-

worten: daß Sie mich nicht lieben. — Lavina, überlassen Sie das der Zukunft und mir; denn wenn ich Sie einmal an mein warmes Herz geschlossen, werde ich Sie lehren, mich zu lieben und um meinetwillen Alles zu vergessen.

„Fassen Sie Ihren Entschluß und setzen Sie mich morgen davon in Kenntniß; aber wie derselbe auch werden möge, so erinnern Sie sich zweier Dinge: daß Sie Niemandem den Inhalt dieses Briefes mittheilen dürfen, denn Sie würden dadurch Unglück über sich selbst und über das Haupt Ihrer Mutter bringen; und zweitens, Lavina: daß Sie um jeden Preis die Meinige werden müssen.

„Mit glühender Ungeduld und von Ungewißheit verzehrt erwarte ich Ihre Antwort. Möge dieselbe so ausfallen, wie ich es hoffe und erwarte. Bis dahin

Ihr

sehnsuchtsvoller

Oscar."

Es würde vergebens sein, Lavina's Bestürzung zu beschreiben.

Sie mußte den Brief zweimal durchlesen, bevor ihr unerfahrenes und nichts Böses ahnendes Herz all das Erniedrigende begriff, welches dieser Brief enthielt. Als sie es aber klar einsah, glühten ihre Wangen und Thränen des Schmerzes, des Zornes und der Demüthigung benetzten ihr Gesicht.

Lange war Lavina unentschlossen, ob sie der Mutter den Brief zeigen sollte, als der Gedanke an die versteckte Drohung sie davon abhielt.

Das junge Mädchen fühlte sich so unglücklich, so verdrießlich darüber, diesen entehrenden Brief gelesen zu haben, daß sie flüsterte:

„O Gott! wie wagt er es, so an mich zu schreiben! Wie bin ich unglücklich!"

Viele bittere und traurige Gedanken, welche bisher ihrer Seele fremd gewesen, drängten sich jetzt auf Lavina ein. So stand sie, noch mit dem unglücklichen Brief in der Hand, als Elin an die Thüre klopfte und munter rief:

„Nun, sind die großen Weihnachtsgeschenke noch nicht in Ordnung?"

Lavina fuhr zusammen.

„Ach!" dachte sie, „sie sind fröhlich, sie ahnen nichts, und ich werde ihre Freude nicht stören."

Sich anstrengend, die Stimme ruhig erscheinen zu lassen, antwortete Lavina:

„Sie sind noch nicht in Ordnung."

„Nun, so beeile Dich; denn Arthur ist für einen Augenblick hergekommen, bleibt aber nicht lange; er muß wieder nach Hause und möchte Dich gern sehen."

Es ging wie ein Stich durch Lavina's Herz.

„Wenn Arthur ahnte, wie tief dieser Mann mich zu beschimpfen gewagt hat, dann — dann;" aber dieses Dann konnte Lavina nicht weiter in Gedanken fortsetzen; sie schauderte.

Sie steckte den Brief am Licht an, warf das brennende Papier auf den Boden und zertrat es. Dann raffte sie ihre Weihnachtsgeschenke in größter

Eile zusammen, während eine Thräne nach der andern sich über ihre Wangen hinabschlich.

Endlich nahm sie ein Cigarrenetuis, wickelte es langsam ein und schrieb Arthur darauf. Aber heute hatte die sonst so muntere und erfinderische Lavina keine heitere und scherzhafte Devisen auf ihre kleinen Präsente zu schreiben. Als Alles fertig war, badete sie ihr Gesicht mit Wasser, um die Spuren der Thränen zu verwischen, und ging dann mit Arthurs Weihnachtsgeschenk in der Hand zu den Andern hinaus.

„Guten Abend, Lavina! Was fehlt Dir? Du hast geweint," sprach Arthur, indem er sie bei der Hand nahm und in ihre Augen blickte.

„Es ist nichts; ich verbrannte mich nur," antwortete Lavina; aber jetzt standen ihr wieder die Thränen in den Augen und sie mußte sich alle mögliche Mühe geben, um zu verhindern, daß sie weiter vordrangen.

Lavina hätte so gern ihren Kopf an Arthur's Herz gelehnt und ihm Alles anvertraut; aber jetzt ging es nicht; denn Lavina bebte bei dem Gedanken, daß der Oberst Arthur irgend etwas Böses zufügen könnte. Jung und unerfahren, wie sie war, fürchtete sie jetzt den Obersten weit mehr, als sonst der Fall gewesen wäre.

Arthur schwieg; aber in seinen Blicken lag ein Zweifel an Lavina's Worten.

„Hier ist ein Apfel für Dich, den Du zu Weihnachten essen kannst," sagte er lächelnd und gab ihr einen großen Apfel.

„Und hier ist Etwas für Dich, um Proviant darin zu tragen,“ antwortete Lavina und bemühte sich, einen scherzenden Ton anzunehmen.

Der Apfel enthielt einen einfachen geflochtenen Ring.

Als Alle sich zur Ruhe gelegt, saß Lavina noch in ihrer kleinen Kammer.

Elin lag bereits im Bett und an dem ruhigen Athmen merkte man, daß sie schlief.

Langsam und vorsichtig stand Lavina auf, ging hin zum Bett der Schwester und beugte sich über sie, um sich zu überzeugen, daß sie schlafe. Dann ging sie zurück zum Tisch und nahm Feder, Tinte und Papier aus dem Schubladen.

Lavina faltete ihre Hände und mit einem heißen Blick nach oben betete sie lange. Es schien, als ob das Gebet sie ruhiger gemacht, denn sie blickte lächelnd auf Arthurs Ring, welcher ihre linke Hand zierte, und führte denselben an ihre Lippen, worauf sie die Feder ergriff und Folgendes schrieb:

„Ich bin arm — *sehr arm*; aber ich werde es doch lieber ewig bleiben, als durch den Verlust des Friedens meines Gewissens und meiner Ehre mir einen erniedrigenden Wohlstand kaufen. Ich kann den Obersten nicht lieben, *werde es auch nie*, und ich fühle mich höchst unglücklich, einen Brief

empfangen zu haben, welcher deutlich beweist, daß es mir nicht gelungen ist, Achtung einzuflößen. Liegt es in meinem Benehmen, oder in meiner Armuth, das weiß ich nicht; aber was ich bestimmt weiß, ist, daß ich um den Preis meiner Ehre niemals von Ihnen oder von irgend Jemand sonst mir zeitliche Vortheile erkaufen werde. Ich habe von der Kindheit an gelernt, das innere gute Bewußtsein höher zu schätzen, als äußere Vorzüge. Hoffen Sie deshalb nicht, mich bewegen zu können, sogar meine Mutter und Schwester mit Schande zu bedecken. Nein, ich werde als ein ehrenhaftes Weib leben und sterben, und darin wird unser Aller Vater mir beistehen.

Lavina."

Am Weihnachtstage schien die Sonne klar herab auf die kleine Stadt, die Glocken läuteten zusammen und die Leute wanderten festlich gekleidet nach Gottes Tempel.

Bei Commerzienrath Ljung dachte man jedoch nicht daran, in's Gotteshaus zu gehen; denn es waren Freunde zum Frühstück eingeladen. Unter den Gästen befand sich auch der ehemalige Freier, Graf W., und der Bräutigam, Doktor Nykopf.

Die Herren plauderten, aßen und tranken nach Herzenslust; aber in einem kleinen an den Saal

grenzenden Kabinet saßen Agda und der Doktor in einem Sopha.

„Du bist verdrießlich, Eduard,“ begann Agda mit einem prüfenden Blick auf den Bräutigam.

„Wenn ich Dir den Grund angäbe, dann würdest Du leichtsinnig darüber lachen.“

„Aber thue es doch, geliebter Eduard,“ bat Agda und lehnte ihr reizendes Gesicht gegen den Doktor an.

„Agda, Du bist eitel und leichtsinnig, Du spielst, ohne nachzudenken, mit den heiligsten Gefühlen. So hast Du seit wir verlobt worden, nicht aufgehört, mit Graf W. zu kokettiren. Du erlaubtest Dir gestern durch Blicke und Worte ein Betragen, welches mich tief verletzte, die für mich wenig schmeichelhafte Courtoisie des Grafen aufzumuntern. Und endlich gabst Du ihm, ohne mich vorher davon in Kenntniß gesetzt zu haben, jenes hübsche Weihnachtsgeschenk. Sage, Agda, was muß ich glauben? — Welche Hoffnungen kann ich haben, wenn Du jetzt schon meine Liebe vergissest und Dich dem Vergnügen hingibst, auf Kosten meines Glücks Deine Eitelkeit zu befriedigen. Ich befürchte wahrlich, daß Du Dich in Beziehung auf Deine Gefühle für mich geirrt hast; denn wenn Du mich so ernst und so heiß liebtest, wie ich Dich, dann würdest Du mich nicht verletzen und mir Schmerz bereiten!“

Es lag so viel Zärtlichkeit im Tone, womit die letzten Worte ausgesprochen wurden, daß Agda ihren Verdruß über das Vorausgegangene gänzlich vergaß

und den Eingebungen des Augenblicks jetzt wie immer nachgebend, rief sie aus:

„Verzeihe mir, Eduard, wenn ich Dich verletzt, wenn ich in meiner Unverständigkeit Dir einen Schmerz bereitet habe. Gott ist mein Zeuge, daß ich das nicht gewollt; denn ich liebe Dich von meiner ganzen Seele, ich liebe Dich und keinen Andern, es ist nur mit Dir, daß es ein Glück für mich gibt."

„Meine Agda, glaube mir, daß jeder Zweifel an Deiner Liebe und an deren Unveränderlichkeit mir ein bitteres und grausames Leiden verursacht. Aber sage mir, warum hieltst Du es vor mir geheim, daß Du dem Grafen den Cigarrenhalter geben wolltest?"

„Weil ich einige Stunden, bevor der Graf denselben bekam, es selbst nicht wußte. Mama kam zu mir und gab mir den Cigarrenhalter mit der Aufforderung, daß ich ihn dem Grafen geben möchte; und nachher sah ich Dich nicht."

„Es war also der Wunsch Deiner Mutter."

Eduards Stirne verfinsterte sich. Er hatte von Anfang an gesehen, daß Agda's Mutter ihm nicht geneigt sei; aber er hatte sie nie in Verdacht gehabt, daß sie noch jetzt, nachdem Agda seine Verlobte geworden, den Grafen aufmuntern und als Agda's Anbeter in der Hoffnung beibehalten wollte, daß die Tochter eines Tages ihre Neigung ändern würde.

Der Doktor seufzte tief und fuhr fort:

„Verspreche mir, Agda, bei unserer Liebe und bei Allem, was Dir heilig ist, mit dieser Koketterie gegen den Grafen aufzuhören. Verspreche mir das,

wenn meine Ruhe Dir lieb ist, wenn Du mich liebst!"

„Ich verspreche es Dir heilig, Eduard, und glaube mir, daß nur die Ermahnungen Mama's, freundlich gegen den Grafen zu sein, der durch seine Liebe zu mir so unglücklich ist, mich zu einem vertraulichen Benehmen gegen ihn bewogen haben. Uebrigens, Eduard, bin ich ein verzogenes Kind, mit dem Du Nachsicht haben mußt."

Einige Thränen rannen über Agda's Wangen, während sie mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit Eduards Hand an ihre Lippen führte.

„Ich muß sagen, das hier ist die umgekehrte Welt; die Braut küßt den Bräutigam auf die Hand, und das auch noch weinend," tönte die Stimme der Commerzienräthin von der Thüre her.

„Nun, und dann?" antwortete Agda in einem stolzen und mürrischen Ton; „ich habe wohl das Recht dazu, hoffe ich; Mama weiß, daß ich Bemerkungen nicht leiden mag."

„Agda, erinnere Dich, daß Du zu Deiner Mutter sprichst," unterbrach sie Eduard ernst.

„Sieh da, Agdachen, jetzt bekommst Du noch Schelten in Kauf," sprach die Mutter in gereiztem Tone.

„Wenn ich von Eduard Schelten bekomme, so habe ich es verdient!" rief Agda hitzig; „es ist entsetzlich, daß ich niemals Frieden haben kann, sondern daß Mama mich immer plagen muß. Ich dulde nicht, daß Jemand sich in meine und Eduards Ange-

legenheiten mischt, und hört Mama nicht damit auf, so bitte ich Papa, von Hause wegziehen zu dürfen."

Jetzt begann Agda zu weinen.

„Verzeihe mir, mein geliebtes Kind; ich wollte ja nur über Eduards ewige Ruhe und sein Moralisiren scherzen," sagte die Mutter und küßte die Tochter auf die Stirne; aber diese Worte machten ihre Wirkung; denn das Wort Ruhe, welches Frau Ljung betonte, drang hinein in Agda's Seele und hallte dort wieder; oft hatte ja Agda gemeint, daß Eduards ruhiges und besonnenes Benehmen ihren eigenen glühenden Gefühlen wenig entspräche. Wie oft hatte diese Ruhe sie nicht Thränen gekostet, sie, welche von einer Liebe geträumt, die eben so feurig und extrem wie die ihrige sei. Jetzt hatte die Mutter wieder jene Saite in ihrer Seele angeschlagen; dieselbe klang in vielen Tonarten in diesem leichtbeweglichen und unruhigen Gemüth wieder. Sie schwieg jedoch und wandte sich mit einem wehmüthigen Lächeln an Eduard. Er, welcher genau auf die Worte der Commerzienräthin und auf die Wirkung, welche sie machten, Acht gegeben hatte, ergriff Agda's Hand und sagte herzlich:

„Glaube doch nicht, Agda, daß mein Herz eben so ruhig ist, wie mein Aeußeres, und sei überzeugt, daß wenn ich moralisire, es aus Liebe zu Dir und aus dem Verlangen geschieht, Deine Aufmerksamkeit auf Deine eigenen Fehler zu lenken."

Darauf küßte er sie und ging hinaus aus dem Saale.

Das Frühstück beim Commerzienrath war zu Ende und Eduard wanderte langsam hin zur Wohnung des Obersten. Viele und unangenehme Gedanken beschäftigten ihn. Er liebte Agda von ganzem Herzen und hatte auf diese Liebe das Glück und die Freude seines Lebens gestützt.

Bei Männern mit Eduards ernstem Gemüth bildet die Liebe eine wichtige Episode im Leben, weil sie selten mehr als einmal lieben. Eduard konnte sich nicht verhehlen, daß Agda's Erziehung dergestalt von Grund aus versäumt sei, daß sie nur ihre weniger glücklichen Anlagen entwickelt hatte, während dagegen die guten, die sich bei ihr fanden, niemals geübt worden waren. Daß Agda im Grunde ein reiches und gutes Herz besaß, das fühlte Eduard; aber dieses hatte nie eine bestimmte Richtung erhalten, wogegen sie ohne Zurückhaltung sich ihrer Heftigkeit, Laune und Herrschsucht hingab. Eduard wußte nicht, wie es ihm gelingen sollte, dieses Herz zum Guten heranzubilden, sowie ihre Launen zu beherrschen und zu lenken, besonders da es klar war, daß die Mutter Alles aufbot, um ihm entgegenzuarbeiten.

„Wir werden sehen, was ihre Liebe zu Dir vermag; vielleicht wird es mit Hilfe derselben gelingen, ihrer Seele eine gute und edle Richtung zu geben," dachte der Doktor, während er die Treppe zur Wohnung des Obersten hinaufstieg.

„Ist der Oberst zu Hause?" fragte er den Bedienten.

„Ja, der Oberst ist im blauen Cabinet," lautete die Antwort.

Der Doktor trat hinein.

Im blauen Cabinet saß der Oberst in einem Lehnstuhl mit Lavina's fest zusammengedrücktem Briefe in der einen Hand. Sein Gesicht sah erregt und äußerst blaß aus.

„Nun, was zum T— ist es mit Dir? Man erwartete Dich zum Frühstück beim Commerzienrath. Bist Du krank?"

„Nein, ich bin t—mäßig aufgeregt," antwortete der Oberst und stand auf.

„Oh, nichts weiter, als das? Das gehört zu Deiner Diät, daß Du Dich ärgerst," antwortete der Doktor lächelnd und setzte sich in ein kleines Sopha, zündete eine Cigarre an und fing ruhig an zu rauchen.

„Das ist kein gewöhnlicher Ausbruch von Ungeduld, sondern von Zorn, welcher seinen Ursprung in einer heftigen Leidenschaft hat. Siehe da, lese."

Er reichte dem Doktor Lavina's Brief.

„Und das ärgert Dich? Du bist erzürnt darüber, daß ein junges Mädchen mit Unschuld und Würde ein erniedrigendes Anerbieten von sich weist?" bemerkte der Doktor und gab den Brief zurück.

„Nein, deshalb nicht, sondern darum, weil sie durch ihre Pruderie mich zwingt, Mittel zu ergreifen, welche ich selbst mißbillige. Sie zwingt mich, daß ich sie mit Gewalt bewegen muß, ihr Betragen zu ändern."

„Was sagst Du, Gewalt?"

„Nicht physische Gewalt, sondern moralische — ich habe meinerseits Mittel, sie dazu zu bewegen,

mein Anerbieten anzunehmen. Das war es, was ich vermeiden wollte, und daß ich das thun muß, ärgert mich."

„Was zwingt Dich?"

„Mein Gefühl für dieses Mädchen. — Du lächelst. Ich gebe zu, daß ich viel geliebt habe, aber wenige so heftig, wie diese Lavina, und sie muß beim Himmel und bei der Hölle mir gehören."

„Aber siehst Du denn nicht ein, wie abscheulich unrecht Du handelst?"

„Unrecht! — Was ist Recht, wenn ich fragen darf?"

„Ja, Recht ist ein Gefühl, das unsere thierischen Gefühle und Neigungen lenkt und die Grenzen festsetzt, welche dieselben nicht überschreiten dürfen. Recht ist das Gefühl, welches uns dazu veranlaßt, so gegen Andere zu handeln, wie wir wollen, daß sie gegen uns handeln sollen. Es hält die Wagschale, in welcher es mit Goldgewichten unsere eigenen und Anderer Rechte wiegt."

„Lauter Schnack, mein gelehrter Herr Doktor, es gibt keine Gerechtigkeit, nichts, was man Recht nennen kann; denn die Begriffe davon sind verschieden in den verschiedenen Ländern und Welttheilen. Es gibt kein anderes Recht, als das, welches die Kraft oder die Macht über den Schwächeren besitzt."

„Eine schöne Lehre! — wie sollte die Welt und die Gesellschaft bestehen, wenn Alle dächten, wie Du? Wahrlich, ich glaube, daß Du dann darauf gefaßt sein könntest, das Leben zu verlieren."

„Höre, Eduard, laß uns ein für allemal den

Streit schlichten. Die Gesellschaft hat gewisse Regeln aufstellen müssen, nach welchen man sich zu richten hat; aber es ist nicht ein von der Natur in uns niedergelegtes Gefühl, sondern die Nothwendigkeit, Klugheit und das Bestehen der bürgerlichen Gesellschaft, welche sie diktirt haben. Gerade das beweist, daß es keinen Rechtsinstinkt, sondern nur ein Rechtsgefühl der Klugheit gibt."

„Jetzt sprichst Du einfältig. Bei jedem Individuum gibt es Etwas, welches sagt: so will ich, daß man gegen mich handle, und so muß auch ich gegen Andere handeln; aber jetzt kommen Versuchungen u. s. w. und bringen das Rechtsgefühl zum Schweigen, und so wird der Mensch verleitet, das Recht zu verletzen. Daß die Rechtsbegriffe beim Menschen im wilden Zustande beschränkt und verkehrt sind, beweist nichts, als daß wir darin, wie in allem Andern, eine größere Vollkommenheit erreichen, je ausgebildeter in intellektueller Beziehung der Mensch wird. Ohne Verstand würden unsere Instinkte zu nichts führen. Aber laß uns zum Ausgangspunkte unseres Gesprächs zurückkehren. Handelst Du nicht unrecht, daß Du ein wehrloses Mädchen mit Gewalt zwingen willst, den Weg der Schande zu betreten? — Antworte mir: würdest Du nicht einem solchen Kerl eine Kugel vor den Kopf schießen, welcher Deiner Schwester etwas derartiges thäte?"

„Ich würde es thun; aber nicht weil ich glaubte, daß er unrecht handelte, sondern weil ich es thun müßte, da die Vorurtheile der Welt es verlangen. Ich würde es beklagen, daß er nicht Mittel besaß,

um sie zu zwingen, und ich würde immer glauben, daß sie sich gern zwingen ließe und nur die Rolle der Widerstrebenden spielte, um den Schein der Tugend beizubehalten."

„Du glaubst also keine schlechte Handlung zu begehen, wenn Du das Leben eines unschuldigen und tugendhaften Mädchens mordest?"

„Mordest? Du gebrauchst eigene Worte. Ich lade sie zur Liebe und zum Glück ein, ist das morden? Ein tugendhaftes Mädchen? Es gibt keine Tugend! Ich habe bei den Frauen keine solche gefunden; sie spielen nur die Rolle der Tugendhaften. Sie sind tugendhaft aus Berechnung oder wegen Mangel an Versuchung; das ist Alles. Wenn ich ein Weib zu sehen bekomme, welches mit festem und unerschütterlichem Muthe für die Tugend, für ihr inneres Bewußtsein kämpft, dann werde ich daran glauben; aber jetzt nicht."

„Es ist niederschlagend, Dich so sprechen zu hören, Dich, der Du früher an alles Große und Edle glaubtest; Dich, der Du selbst ein an allem Guten so reiches, warmes und reines Herz besaßest."

„Ja, das war, bevor die Welt mich an Allem zweifeln lehrte. Erinnerst Du Dich, wie heiß, wie wahnsinnig ich Elvira P. liebte? Nun gut, sie betrog mich, nachdem sie mir Liebe geheuchelt. Sie opferte mich auf für eine glänzende Wohnung und hübsche Kleider, obgleich damit öffentliche Schande verbunden war. Ich hatte ihr doch meine Hand angeboten. — Seitdem habe ich die Erfahrung gemacht, daß beim Manne keine Ehre und beim Weibe keine Tugend zu

finden sei. Alles hier in der Welt wird gekauft und verkauft und jeder Mensch hat seinen Preis. Der größte Spitzbube ist am Tage vor seinem ersten Verbrechen ein ehrlicher Mann, und das am tiefsten gefallene Weib ist ja auch einmal das gewesen, was Ihr tugendhaft nennt; so ist es mit uns Allen. Wir sind Alle mehr oder weniger Verbrecher und auf unsere Tugend ist nicht viel zu halten. Wir sind gerade so lange Verbrecher, als wir es zu sein wagen, oder bis an die Grenze der gesetzlichen Strafe. Wir treten dem Gesetze nicht so nahe, daß es uns erreichen kann, weil wir um unser eigenes Ich besorgt sind."

„Aber das führt uns vom Thema ab. Du willst also mit Gewalt jenes Mädchen entehren; warum ihm nicht lieber Deinen Namen geben und es zu Deiner Frau machen?"

„Die Schande ist ein Gespenst, welches nichts weiter als der Bereitwilligkeit unserer Mitmenschen bedarf, um sichtbar zu werden. So flüstert man sich zum Beispiel bereits zu und behauptet, daß Lavina mich liebt. Noch ein Schatten und das häßliche Gespenst kommt zum Vorschein, und das, ohne daß sie deshalb weniger tugendhaft oder rein zu sein braucht. Der Schein ist Schande; denn nach mehr fragt man nicht. Sie wird also nicht mehr entehrt, ob sie die Meinige wird, als sie es werden kann, ohne es zu sein. Meine Frau? Nein; ich könnte ihrer überdrüssig werden und dann wäre ich für's ganze Leben festgekettet."

„Wenn ich nicht wüßte, daß Du besser seiest,

als Deine Rede, so würde ich Dich wegen Deines elenden Egoismus tief verachten."

Die Ankunft einiger Herren unterbrach das Gespräch, welches wir mitgetheilt haben, um dem Leser einen Begriff von dem Charakter und von der Gemüthsstimmung des Obersten zu geben.

Am Abend des Weihnachtstages wanderte der Oberst durch den Garten, welcher an den von Frau Pahl grenzte, und öffnete eine kleine Pforte in der Umzäunung, ging durch dieselbe und stand bald in Frau Pahl's Hof. Dort blieb er eine Weile stehen. Alles war finster in der Wohnung der Wittwe; dagegen war die der Propstin hell erleuchtet.

„Wie zum T— soll sie das in ihre Hände bekommen?" sprach er vor sich hin und lenkte seine Schritte nach dem Thorweg. Als wenn das Schicksal den Oberst hätte begünstigen wollen, kam Lavina die Treppe heruntergesprungen und wollte mit einem Licht in der Hand in den Saal hineingehen. Der Oberst trat ihr entgegen.

„Nehmen Sie das und geben Sie bei der Rückgabe von Bulvers Werken binnen drei Tagen Antwort."

Lavina hätte beinahe das Licht fallen lassen, so erschrocken war sie; aber mit einer Bewegung des

Abscheues, welche unmöglich zu beschreiben ist, schob sie den Brief von sich und sagte:

„Nein, ich will nichts von Ihnen lesen."

„Nehmen Sie es, sage ich, nehmen Sie es, wenn Sie nicht ein Unglück veranlassen wollen; nehmen Sie es, Lavina!"

Die Augen des Obersten blitzten der bestürzten Lavina drohend entgegen.

Mechanisch nahm sie den Brief und der Oberst entfernte sich mit einem Dank.

Da stand nun Lavina mit dem Briefe und einem Heer von traurigen Gedanken. Langsam öffnete sie die Thüre, ging hinein und las mit beklommenem Herzen Folgendes:

„Lavina! Sie haben geantwortet, daß Sie mir nie gehören würden. Nun gut, wir werden sehen, wer von uns Beiden am meisten Fähigkeit besitzt, den Andern zu bekämpfen; denn, merken Sie sich's, ich schwöre bei Gott und Allem, was heilig ist, nicht eher zu ruhen, bevor ich zum Ziele gekommen. Meine Liebe zu Ihnen wird stärker, je mehr Widerstand ich begegne. Ja, Lavina, ich leide, ich bin rasend gegen Sie, die alle diese stürmischen Gefühle in meinem Herzen erregt hat, welche ich mit meiner ersten Liebe erloschen glaubte. Ich habe gegen Sie und meine heftige Neigung gerast, welche mich zwingt, zu den verächtlichsten Mitteln meine Zuflucht zu nehmen, um dieselbe zu befriedigen. Hier die Waffen, welche ich gegen Sie habe:

„Die Schuld, welche auf dem Eigenthum Ihrer Mutter lastet, kündige ich, und sie wird dann ge-

zwungen, dasselbe zu verkaufen. Sie ist dadurch zum Bettelstab gebracht.

„Der Bräutigam Ihrer Schwester bekommt nicht das Pastorat, weil ich ihn für untauglich dazu halte.

„Und endlich, Lavina, werde ich wissen, dem Gerüchte betreffs meiner häufigen Besuche, von welchen man sich jetzt schon zuflüstert, Vorschub zu leisten. Sie sprechen von Schande. — Armes Kind! — Ich werde Ihnen zeigen, daß Sie, so rein und schuldlos Sie auch sind, von der Verachtung der Welt und Ihrer Verwandten getroffen werden können, daß Ihr Name, obgleich Sie selber unschuldig sind, ebenso entehrt werden kann, als wenn Sie öffentlich meine Geliebte wären. Das Urtheil der Welt, Lavina, ist ein Blatt, welches der Wind von dem Flügelschlag eines Schmetterlings wenden kann. Sie sehen also, daß ich die Macht habe, und, nicht wahr, Lavina, Sie werden mich ja nicht zwingen, zu diesen abscheulichen Mitteln meine Zuflucht zu nehmen. Sie werden vernünftig sein und nicht wegen eines dummen Vorurtheils sich selbst und alle Diejenigen opfern, welche Sie lieben. Ich will Ihre Antwort nicht wissen, bevor Sie die Sache genau überlegt haben. Ich gebe Ihnen drei Tage Bedenkzeit; schicken Sie mir dieselbe mit Bulvers Werken, welche Sie von mir geliehen haben. Bis dahin Schweigsamkeit, falls Sie nicht haben wollen, daß ich bereits morgen meinen Haß und meine Rache gegen Ihre Familie richte, und ich verspreche Ihnen während dieser drei Tage nichts gegen sie zu unternehmen.

„Möchten Sie, geliebte Lavina, es mir ersparen,

Ihnen zu zeigen, wie wenig es der Mühe werth ist, sich wegen des Urtheils der Welt zu opfern; denn dasselbe trifft die Unschuldigsten, wenn nur der Schein gegen sie ist.

„Mit Angst und Schmerz erwarte ich Ihre Antwort.

O. R."

Lavina warf sich weinend auf die Kniee und rief in der Tiefe ihres Schmerzes:

„O Gott! Du wirst mich nicht verlassen! Du wirst mich beschützen! Ich habe ja recht gehandelt; gewiß, gewiß wirst Du, milder Vater, über Dein unglückliches Kind wachen!"

Und unglücklich fühlte Lavina sich, so unglücklich, daß sie nicht wieder hinaufzugehen vermochte, sondern, indem sie den Brief in die Tasche steckte, sich auf's Sopha warf und bitterlich weinte.

Lange hatte Lavina so gelegen, als die Mutter kam, um nachzusehen, warum sie nicht zurückkehre.

„Was, um Gottes willen, fehlt Dir, mein Kind?" fragte sie. „Aber sprich doch; sage, was es mit Dir ist?"

„Ach, ich habe so Zahnweh," antwortete Lavina und verbarg ihren Kopf in den Kissen, um nicht dem Blick der Mutter zu begegnen.

Es war zweiter Weihnachtstag. Beim Commerzienrath war wieder Lärm und Unruhe; denn es sollte ein großer Ball stattfinden. Agda befand sich in ihrem Toilette-Zimmer, wo sie auf einem Sopha auf dem Gesicht lag und weinte. Annette stand vor ihr.

„Du sagst also, daß er gestern Abend fortgereist ist?" fragte Agda schluchzend.

„Ja, so sagte der Bediente des Doctors und seine Haushälterin. Es ist unbegreiflich, wie ruhig gemessen der Doctor für einen Bräutigam ist. Sehr verliebt ist er nicht, das sieht man deutlich."

„Schweige, Annette; wie kannst Du es wagen, Bemerkungen zu machen?"

„Verzeihen Sie mir, gute Mamsell Agda; aber ich, die ich doch Mamsell so lieb habe, (hier that Annette, als wenn sie weinte), leide doch auch dabei, wenn ich die Kaltblütigkeit des Doctors sehe; besonders wenn man dieselbe mit der warmen Liebe und tiefem Leiden des Grafen W. vergleicht; sehen Sie, der liebt Mamsell in vollem Ernst."

„Ich will nicht von dem Grafen sprechen hören, sage ich Dir. Gehe, ich will allein sein."

Annette ging; aber als sie Agda verließ, strahlte Schadenfreude auf ihrem Gesichte.

„O Gott, wenn sie Recht hätten! — wenn es nur mein Geld wäre! — nein, er ist zu edel, um so elend eigennützig zu sein; — aber seine Ruhe, seine Kälte, welche Alle sehen, und von der Alle sprechen, woher kommt sie? — So ist man nicht, wenn man liebt; — nein, er liebt mich nicht. —

Mama, Annette, Alle haben Recht — und ich, welche ihn so hoch, so wahnsinnig liebe — was wird aus mir werden? — — — —"

„Meine einzige Agda, was fehlt Dir," tönte die milde und zärtliche Stimme Eduards, indem er seinen Arm um ihren Leib schlang, sie aufhob und ihren Kopf gegen seine Brust legte.

„Ach, Eduard! wie hast Du fortreisen können, ohne nur ein Wort zu sagen, ohne mich davon in Kenntniß zu setzen? O! es ist zu klar, daß Du mich nicht liebst; denn sonst würdest Du Dich nicht so kalt benehmen."

„Agda, ich bekam vom Lande einen dringenden Krankenboten, und da es dem Leben eines Menschen galt, so wagte ich nicht durch einen Besuch hier meine Abreise zu verzögern, sondern fuhr augenblicklich ab."

„Und ließest mich den ganzen gestrigen Abend vergebens warten."

„Ich konnte nicht anders handeln, und ich wußte, daß Du, meine gute Agda, nicht wolltest, daß ich aus Rücksicht auf Dich meine Pflichten gegen Andere opfern sollte."

Agda schwieg, sie dachte aber dabei manches, welches mit dem, was der Doctor sagte, im Widerspruch war; denn es schien ihr, daß die Liebe nicht sehr stark sei, wenn das Pflichtgefühl dieselbe überstimmt; aber sie wollte nicht schlimmer erscheinen, als Eduard vermuthete, daß sie sei; darum ließ sie es gehen.

Eduard gelang es, durch seine Liebkosungen ihren Trübsinn zu verscheuchen. Er war heute auch leb-

hafter und zärtlicher, als sonst sein ruhiges Wesen es mit sich brachte.

Als Annette Abends Agda anzog, sagte sie:

„Gottlob, daß der Doctor nach Hause kam; aber er hätte wohl etwas Schelte für die schlaflose Nacht verdient, die Mamsell Agda gehabt.“

„Oh nein, Du, er war gezwungen, fortzureisen, weil ein pressanter Krankenbote angekommen war, und er ist jetzt so herzlich und heiter gewesen, daß ich ganz und gar meinen Kummer vergessen habe.“

„Nun ja, man muß sich nicht wundern, wenn der Doktor lebhaft war; denn er kam von der hübschen Gräfin F—; sie war es, die nach ihm schickte. Hat Mamsell Etwas davon gehört, daß die Gräfin, bevor sie verheirathet wurde, in den Doktor verliebt gewesen?“

„Nein. — Das ist ja schrecklich, wie Du mich an den Haaren reißest.“

Agda flog vom Stuhle auf und warf in voller Raserei Kamm und Haarbürste der Erzählerin in's Gesicht; aber ihre Worte waren doch tief in Agda's leicht bewegliches Herz gedrungen und hatten zur Folge, daß Agda sich während des Balles kalt und ungehalten gegen Eduard, aber heiter und aufgeräumt gegen Graf W— zeigte.

Am dritten Weihnachtstag saß Lavina mit verbundenem Kopf vor einem muntern Kaminfeuer und nähte in der Kammer der Mädchen. Frau Pahl hatte eben wegen des vermeintlichen Zahnwehs einen Kräutersack auf ihre Wangen gelegt, mit welchem es sich seit dem ersten Weihnachtstag nicht gebessert hatte.

Lavina saß jetzt allein in der kleinen Kammer mit ihren traurigen Gedanken und verweinten Augen; denn morgen sollte sie dem Obersten antworten; morgen sollte sie den Sturm über die Ihrigen heraufbeschwören. Ein Frösteln ging dabei durch ihre Glieder. Sie zog noch einmal den unglücklichen Brief hervor und las ihn, worauf sie ihn mit Abscheu und in Verzweiflung in's Feuer warf. Sie sah zu, wie die Flammen ihn verzehrten, und es kam ihr vor, als wenn sie leichter athmete, als nur die Asche noch übrig war.

„Wie steht es mit Deinen Zähnen, Lavina?" fragte die Mutter, welche eben eintrat.

„Etwas besser, liebe Mama."

„Das ist gut; denn der Oberst hat Arnold fünf Billete zum Schauspiel heute Abend gegeben und ihn gebeten, seine Mutter, Braut und uns dazu einzuladen. Das ist wirklich wahr, daß der Oberst sehr artig und freundlich gegen ihn ist. Er hat heute Arnold zum Mittag eingeladen und mit ihm von seiner Verlobung und den Aussichten gesprochen, welche er auf eine baldige Heirath hat. Als Arnold sagte, daß er ganz und gar von der Hoffnung abhänge, welche er

auf Alhems Pfarrei habe, antwortete der Oberst: ‚Darauf können Sie, glaube ich, die beste Hoffnung haben.‘ Siehst Du, Lavinchen, das war ein halbes Versprechen, welches für uns immer ein Glück wäre, besonders da mein Kummer wegen der Zukunft sehr groß ist.“

Jedes Wort drang wie ein Dolchstich in Lavina's Herz.

„Morgen,“ dachte sie, „werden alle diese Luftschlösser und alle diese Hoffnungen vor einer leeren schrecklichen Wirklichkeit schwinden.“

Sie saß schweigend da und hielt den Kopf zwischen den Händen.

„Nun, Lavina, Du sagst nichts. Glaubst Du nicht, daß Du in's Theater gehen kannst? Es wäre schade, mein Kind, da Du Dich gewiß amüsiren würdest. Mit den Zähnen wird es schon bis zum Abend besser,“ meinte Frau Pahl und strich Lavina's Stirne mit der Hand.

„Nein, geliebte Mama, ich will nicht, ich kann nicht in's Theater gehen,“ antwortete Lavina, schlang die Arme um den Leib der Mutter und weinte.

„Du sollst nicht so kindisch sein und wegen des Theaters weinen. Du hast ein unglückliches Temperament, Kind, daß Du Dir das so zu Herzen nimmst; wie wirst Du einst ein großes Mißgeschick ertragen können, wenn Du wegen Zahnweh und deswegen weinst, daß Du nicht in's Theater kommst? Denke zu Deinem Trost an die frohe Aussicht, welche Arnold hat, Pfarrer zu werden, sowie an Elin's Glück und daran, daß wir eine bessere Zukunft vor

uns haben; alles dieß muß Dich darüber trösten, daß Du heute Abend nicht das Schauspiel besuchen kannst."

Frau Pahl ahnte nicht, daß jedes ihrer Worte den Dolch in Lavina's Herz umdrehte. Sie verließ die Tochter, nachdem sie noch einige freundliche Worte hinzugefügt.

Lavina wollte um keinen Preis in der Welt in's Theater gehen, weil der Oberst die Billete zum Geschenk gemacht. „Er würde dann glauben, daß ich ihn ermunterte," dachte Lavina; „nein, ich will ihm nicht für das Geringste zu danken haben. Er muß sehen, wie tief ich ihn verachte, wenn ich nicht einmal das Theater auf die Billete habe besuchen wollen, welche er Arnold geschenkt. Vielleicht wird er seine abscheulichen Pläne aufgeben, wenn er sieht, wie wenig er dabei gewinnt."

Des Nachmittags, als Alle im Saale versammelt waren, um Kaffee zu trinken, wozu die Propstin auch eingeladen war, sprach man von den fast sicheren Hoffnungen, welche Arnold auf die Pfarrei hatte. Elin sprach schon davon, wie sie arbeiten und emsig sein wolle, um sich ein wenig für die Hochzeit einzurichten, und wie sie ihre Haushaltung auf dem Lande einrichten wolle. Arnolds Mutter wollte um keinen Preis zu ihrem Sohne ziehen; es gefiel ihr besser, in der Stadt zu wohnen. Man wurde deshalb darüber einig, daß Frau Pahl und Lavina zu den Neuvermählten ziehen sollten.

Kurz, man baute viele und heitere Luftschlösser, als Arnold und Arthur vom Mittagstisch des Obersten

zurückkamen; Arnold mit strahlendem Gesicht, denn der Oberst hatte ihm gesagt, daß er sicherlich hoffe, in Arnold seinen Pfarrer zu sehen. Ueber Arthurs Antlitz ruhte eine finstere Wolke und seine Augen waren mit einem düsteren Ausdruck auf Lavina gerichtet.

Als Lavina endlich aufstand, um in's innere Zimmer hineinzugehen, folgte Arthur ihr.

„Lavina, ich habe eine Frage an Dich zu richten."

„Nun, was ist es denn?"

„Wie kam es, daß Du und der Oberst Euch Abends am ersten Weihnachtstag im Thore sahet?"

„Er übergab mir ein Buch."

Lavina erröthete über diese Unwahrheit.

„Weiß Tante, daß er hier gewesen?"

„Nein, Arthur, ich wollte es ihr nicht sagen."

„Und warum hat Lavina Geheimnisse — vor ihrer Mutter?"

Der Ton Arthur's war streng.

„Ach, Arthur! das wirst Du bald erfahren. Denke nur nichts Böses von mir; ich bin bei Gott unschuldig."

Lavina's Gesicht trug in der That ein so unverkennbares Gepräge der Wahrheit und der Unschuld, daß Arthur ihre Hand ergriff und sagte:

„Gott weiß es, daß ich Dir gern glaube und daß es mir einen grausamen Schmerz verursacht, an Dir zweifeln zu müssen."

„Das wirst Du nicht nöthig haben; denn in mir wohnt kein Trug."

„Gehst Du in's Theater heute Abend?"

„Nein, Arthur, ich will nicht hingehen; denn es ist der Oberst, welcher uns eingeladen hat.“

Bei dieser Antwort verfinsterte sich Arthur's Gesicht und klärte sich zu gleicher Zeit auf. Man sah es ihm deutlich an, daß ein ganzes Heer von Zweifeln wieder in seiner Seele erwachte.

„Und ist das wirklich die Ursache, warum Du nicht hingehst?“

„Ja, welche andere sollte ich denn haben können?“ fragte Lavina verwundert.

„Was weiß ich,“ fuhr Arthur gedankenvoll fort. Dann fügte er hinzu:

„Erinnerst Du Dich, daß Du mir versprochen hast, Dich nicht um den Obersten zu kümmern? ....“

„Arthur!“ rief Frau Pahl, und Lavina kam nicht zur Antwort.

Das kleine unbedeutende Theatergebäude war ganz mit Zuschauern gefüllt.

Frau Pahl, die Propstin und Arnold waren schon dort, als der Oberst, Arthur und der Commerzienrath ankamen. Alle drei richteten ihre Blicke nach dem Sitze, wo man Lavina vermißte. Der Oberst nahm auch den seinigen ein, ohne daß man etwas an seinem Gesicht bemerkte. Der Commerzienrath ging hin, um einige Worte mit seiner Schwägerin zu wechseln; Arthur aber verließ sogleich den Saal.

Als der erste Akt zu Ende war, verschwand auch der Oberst.

Den Plan, welchen er befolgte, als er Arnold die Billete gab, war folgender:

Wenn Lavina, dachte er, in's Theater geht, wenn ich sie einlade, so räumt sie stillschweigend ein, daß sie die Meinige wird, und dann werde ich Alles thun, um ihren Ruf zu schützen. Kommt sie nicht, so schlägt sie mein Anerbieten aus, und ich bekomme vortreffliche Gelegenheit, um dem Gerüchte, daß sie bereits mir gehöre, Glaubwürdigkeit zu verschaffen.

Er veranstaltete am nämlichen Tage ein Mittagessen, und lud zu demselben den Commerzienrath, Arthur u. A. ein. Nach Tische sprach er mit Arthur und fragte ihn:

„Was macht Mamsell Lavina?"

Die Frage war einfach, aber sie wurde auf eine familiäre Weise gemacht. Arthur antwortete deßhalb kalt:

„Meine Cousine befindet sich nicht recht wohl."

„Mein Gott, das muß rasch gekommen sein, denn, als ich am ersten Weihnachtstag Abends Lavina sah, befand sie sich wohl."

„Herr Oberst!" sprach Arthur mit gedämpfter Stimme und bleich vor Zorn, „wägen Sie Ihre Worte, wenn Sie von einem ehrenhaften Mädchen sprechen."

„Hören Sie, Herr Ljung, wollen Sie mir in mein Kabinet folgen, dann werde ich mich erklären."

Sie gingen hinein.

„Versprechen Sie mir auf Ihr Ehrenwort, daß

das, was ich Ihnen jetzt sage, zwischen uns bleibt, bis ich meine Worte beweisen kann; versprechen Sie mir, bis dahin kein Wort zu Lavina zu sagen."

„Ich verspreche es," antwortete Arthur mit Anstrengung und in Erwartung einer Erklärung.

„Lavina liebt mich," begann der Oberst, „wenigstens glaube ich es. Sie hat mir versprochen, mir zu gehören, und ich soll sie, wenn die Anderen im Theater sind, heute Abend allein sehen, um die Bekräftigung ihres Versprechens zu erhalten; es war nur darüber, daß wir gestern übereinkamen, als wir uns sahen. . . ."

„Sie lügen, Herr, Sie lügen!" schrie Arthur und sprang auf.

„Stille, Herr Ljung, keine Auftritte; es gibt hier einen Weg, den Streit zu schlichten: ist Lavina im Theater, dann schlägt sie mein Anerbieten aus und ich muß retiriren; ist sie dagegen nicht dort, dann geht sie darauf ein, und ich bin der Glückliche. Der Grund, warum ich Ihnen das gesagt, ist der, daß ich in Ihnen einen Rivalen sehe und keinen Trug liebe; aber jetzt hängt es davon ab, wen Lavina vorzieht, Sie oder mich. Keine heftige Ausbrüche, sondern überzeugen Sie sich selbst, welcher von uns der Glückliche sei; nachher stehe ich zu Diensten, falls Sie das Publikum zum Zeugen von dieser kleinen Affaire zu machen wünschen. Ich verlasse mich indessen auf Ihr Ehrenwort, daß Sie sich still verhalten und gegen Niemanden etwas von dem erwähnen, was ich Ihnen gesagt."

Darauf entfernte sich der Graf, um auch bei dem Commerzienrath Zweifel zu erregen.

„Der Herr Commerzienrath hat eine hübsche Nichte in der einen Mamsell Pahl; schade nur, daß die Familie so unbemittelt ist," sprach er zum Commerzienrath.

„Ja, das ist gewiß schade, und besonders da meine Schwägerin so stolz ist und nicht erlauben will, daß ihre Verwandten ihr helfen."

„Ist sie das? Da bin ich glücklicher, indem ich Gelegenheit hatte, die Pfandverschreibung auf ihr Haus einzulösen, und ich hoffe, daß sie mir erlaubt, Lavina ein Geschenk damit zu machen."

„Das glaube ich kaum; denn sie nimmt selbst keine Geschenke an, und noch weniger wird sie dem Herrn Oberst erlauben, Lavina ein solches zu machen."

„Ich gebe dem Herrn Commerzienrath die Versicherung, daß Sie sich irren. Ich werde morgen Ihnen einen Brief zuschicken, in welchem sie ihre Einwilligung gibt. Bis dahin bitte ich indessen, daß die Sache zwischen uns bleibt."

Jetzt ging der Oberst hin, um mit Arnold zu sprechen.

Im Kopfe des Commerzienraths spuckten mancherlei unangenehme Gedanken; er erinnerte sich jetzt der häufigen Besuche des Obersten bei seiner Schwägerin und der Bemerkungen der Nachbarn darüber. Er nahm sich vor, am folgenden Tage Frau Pahl zu besuchen und ihr alles dieß, sowie auch das Gespräch mit dem Oberst mitzutheilen.

In seinen Mantel gehüllt, wanderte der Oberst

vom Schauspielhaus nach Frau Pahl's Wohnung. Mancher weniger angenehme Gedanke beschäftigte ihn auf dieser kurzen Wanderung; er konnte sich nicht verhehlen, wie niedrig und elend er sei, ein unschuldiges Mädchen und dessen Familie der Bosheit und der Verläumdung gerade dann preiszugeben, wo dasselbe ehrenhaft zu bleiben wünschte. Aber Oscar Rubens war nicht derjenige, welcher einiger Skrupel wegen sich davon abhalten ließ, das Ziel zu erreichen, das er sich gesteckt. Dazu kam, daß er in seiner Weise Lavina heftig und leidenschaftlich liebte, und daß er um jeden Preis seine Neigung befriedigen mußte. Sein Haß und Neid gegen Arthur waren so groß, daß er eine freudige Bewegung in seinem Herzen empfand, als er, am Thore der Frau Pahl angekommen, einen Mann entdeckte, welcher, in einen Mantel gehüllt, langsam vor demselben auf- und abging. Daß es Arthur war, konnte man an dem spionirenden Gang sehen. Der Oberst pfiff eine Melodie, und ging, indem er that, als wenn er den Wanderer nicht sähe, mit unbekümmerter Miene in's Haus hinein. Im Thor angekommen, lenkte er seine Schritte nach der Küchenthüre und läutete. Lisa kam zum Vorschein und theilte ihm mit, daß die Herrschaft ausgegangen sei.

„Ich weiß es; aber Frau Pahl hat mir einen Auftrag an Mamsell Lavina gegeben; laß mich deshalb hinein," antwortete der Oberst, und Lisa ließ ihn passiren.

Als er in das Zimmer der Mädchen eintrat, war es dort finster, ebenso im Schlafzimmer; aber

im Saale brannte eine Lampe und auf dem Sopha lag Lavina. Beim Schalle der Tritte des Obersten erhob sie sich und blickte mit Angst und Entsetzen den Eintretenden an.

„Erschrecken Sie nicht, Lavina! Ich will Ihnen nichts Böses thun, seien Sie davon überzeugt; aber ich wollte von Ihren eigenen Lippen eine Erklärung wegen Ihres Ausbleibens vom Theater vernehmen."

„Bedarf es deshalb einer Erklärung, und brauche ich zu wiederholen, daß ich nur eine Antwort auf Ihren Brief habe, und das ist dieselbe, welche ich bereits gegeben. Aber ich will doch glauben, daß der Herr Oberst sich niemals so grausam an mir rächen wird, wie der Brief andeutet. Ich habe Ihren Haß nicht deshalb verschuldet, weil ich ein ehrenhaftes Mädchen geblieben."

Lavina sprach mit so viel Würde und edlem Stolze, daß es ihr vielleicht gelungen wäre, die besseren Gefühle des Obersten rege zu machen, wenn er nicht in demselben Augenblick von der Küche aus die Stimme Arthurs und das Oeffnen einer Thüre vernommen hätte. Der Oberst warf sich auf die Kniee vor Lavina und hielt sie, indem er seinen Arm um ihren Leib schlang, auf ihrem Sitze fest, während er laut sprach:

„Dank, geliebte Lavina, für das Versprechen Deiner Liebe; ich werde diese glückliche Stunde nie vergessen!"

Ein Schmerzensausruf drang zu den Ohren der bestürzten und überraschten Lavina, und als sie nach der Thüre blickte, sah sie Arthur, der sich entfernte.

„Arthur!" rief Lavina, indem sie aufsprang und sich vom Obersten losriß.

Es lag ein so herzzerreißender Schmerz in diesem einzigen Wort, daß der Oberst deutlich einsah, alle ihre zärtlicheren Gefühle gehörten dem Cousin. Aber weit entfernt, daß das einen Eindruck auf ihn machte, erweckte es nur einen heftigen Sturm in seiner Seele, und mit Härte sprach er zu Lavina, indem er sie am Arm faßte:

„Nein, bleiben Sie, Lavina, jetzt sind Sie in seinen Augen verloren! — und so werde ich bei Allen einen Schatten auf Sie werfen, daß Sie mich schließlich auf den Knieen bitten müssen, aufzuhören und zu mir als zu Ihrer einzigen Rettung fliehen werden. Mir und sonst Niemandem sollen Sie gehören, wenn ich auch alle Mächte der Hölle zur Hilfe rufen soll. Es wird Ihnen niemals gelingen, Arthur zu überzeugen, daß er nicht die nackte Wahrheit gesehen. Eben so wenig werden Sie die übrige Welt davon überzeugen können. Sie sehen, was ich vermag! Sagen Sie ein Wort, und meine Verfolgungen werden sich in die wärmste, zärtlichste und leidenschaftlichste Liebe verwandeln."

„Fort von mir, Geist der Hölle!" rief die gänzlich zermalmte Lavina; „lieber den Tod als Ihre Liebe!"

„Nun gut," fuhr der Oberst, bleich vor Raserei, fort, „morgen fange ich an; wir wollen sehen, ob Sie in acht Tagen eine ähnliche Antwort geben."

Darauf entfernte er sich. Als er in die Küche hinauskam, gab er Lisa einige Thaler und sagte:

„Ich hatte keinen Auftrag von der Frau Pahl, sondern sagte nur so, damit Du mich einließest; da hast Du einige Thaler, damit Du Niemandem sagst, daß ich hier gewesen.“

Mit diesen Worten eilte er von dannen.

„Mein Gott, ist es auf die Art — hm, ich konnte es mir wohl denken; aber es war doch eine Schande für Mamsell Lavina, sich so zu benehmen, und der Frau verschweige ich es nicht,“ murmelte Lisa vor sich hin.

Es war gerade Lisa's Schwatzhaftigkeit, auf welche der Oberst rechnete.

Als er auf die Straße hinauskam, traf er Agda's Kammerjungfer Annette, welche ihn grüßte und sagte:

„Mein Gott, der Oberst!“

„Stille, Annettchen, thue, als wenn Du mich nicht gesehen; ich will nicht, daß Du davon sprichst.“

„Oh, ich kann schon schweigen; aber das hält mich nicht ab, zu wissen, woher der Oberst kam; denn ich stand und plauderte mit Friedrich, Ihrem Bedienten, und wir sahen es Beide, daß der Oberst zu Pahls hineinging.“

„Aber davon darfst Du nicht sprechen; denn Mamsell ist allein und könnte deshalb Unannehmlichkeiten bekommen. Hier hast Du Etwas, wenn Du schweigst,“ und damit drückte der Oberst ihr einen Bankschein in die Hand und ging.

„Ja so, er gibt mir Geld, dann muß es richtig zwischen ihnen sein. Jetzt werde ich hinüber gehen und die Commerzienräthin damit ärgern, daß sie eine

Närrin zur Schwestertochter hat; das wird ihr auf den Magen fallen, obgleich sie dieselbe nicht leiden kann; denn sie bekommt ihren Theil von der Schande, weil es ihre Verwandten sind. Nette Verwandte, fürwahr! Ich bin begierig, wie es ihr gehen wird, wenn sie mich auszankt, weil ich diesen und jenen guten Freund spreche; ich bin doch nicht eine Solche, wie diese Schwestertochter von ihr."

Mit solchen Gedanken begab Annette sich zu ihrer Herrin.

Auf alles dieses hatte der Oberst gerechnet; darum schickte er seinen Bedienten, um mit Annette zu plaudern, damit sie ihn zu Lavina hineingehen sehen möchte.

Lavina, welche müde und niedergedrückt war von so vielen Stürmen und bitteren Leiden, hatte den Muth nicht, an jenem Abend ihre Mutter zu sehen, sondern ging zur Ruhe, um nicht nöthig zu haben, zu sprechen.

Lavina's Schmerz und Verzweiflung waren so groß, daß sie nicht einmal durch Thränen irgend eine Linderung oder Erleichterung fand.

Früh am folgenden Morgen empfing Frau Pahl von ihrer Schwester einen Brief folgendermaßen lautend:

„Ich hatte gehofft, daß zwischen uns alle Mit=

theilungen zu Ende wären; aber ich bin meiner eigenen Ehre die Rücksicht schuldig, Dich zu bitten, falls Du noch einen Gedanken von Ehrgefühl übrig hast, von der Stadt und von der allgemeinen Verachtung die Geliebte des Obersten Rubens, Deine Tochter, zu entfernen, welche die Schamlosigkeit sogar so weit treibt, daß sie spät Abends den Obersten in Deinem Hause empfängt. Ich hoffe, daß Du das Unpassende einsiehst, uns gegenüber zu wohnen und uns und unsere unschuldige Agda zum Augenzeugen von ihrer und Deiner Schande zu machen.

Charlotte Ljung."

„Gott im Himmel, was meint sie denn mit ihren abscheulichen Beschuldigungen," bemerkte Frau Pahl, in ihrer Bestürzung vergessend, daß Lisa, welche den Brief hereingebracht hatte, noch am Bette stehen blieb.

„Süße Frau Pahl, ich hatte Ihnen auch Etwas zu sagen; aber gnädige Frau müssen es vernünftig aufnehmen; gewiß ist es ein Unglück, aber gnädige Frau ist doch unschuldig daran," begann Lisa.

„Was meinst Du, was willst Du damit sagen, spreche, und stehe nicht da und rede von einem Unglück u. s. w.," rief Frau Pahl mit ungewöhnlicher Heftigkeit.

„Ja, sehen Sie, das war so, als gestern gnädige Frau in's Theater gegangen war, kam der Oberst und sagte, daß er von der gnädigen Frau hierhergeschickt sei, und verweilte lange; als er aber ging, bat er mich, nichts zur gnädigen Frau davon zu sprechen, damit die Mamsell keine Unannehmlichkeiten bekomme, und dann gab er mir Geld, daß ich schwei-

gen sollte; aber ich bin eine ehrliche Dienerin, und will nichts mit solchen elenden Dingen zu thun haben."

Frau Pahl wurde bleich, ihre Züge drückten eine entsetzliche Angst aus, die mit Zorn untermischt war.

„Sage Lavina. daß sie sofort hereinkommen soll," befahl sie.

Kurz darauf stand Lavina, mit marmorweißen Wangen und Todesruhe in ihrem Gesicht, vor der Mutter.

„Ich habe immer Furcht gehabt, daß Du früher oder später durch Deine Eitelkeit und Hinneigung zu Vergnügungen Schande und Unglück über mich bringen würdest, und so ist's jetzt gekommen. Sage mir, was hast Du gestern gethan? — Wer besuchte Dich, während ich fort war?"

„Ich habe Mama nicht entehrt und werde es auch nicht thun. Ich habe nichts Böses gethan. Von traurigen Gedanken niedergedrückt, lag ich gestern auf dem Sopha im Saale, als der Oberst eintrat. Ich wollte nicht in's Theater gehen, weil er die Billete geschenkt hatte! Darum blieb ich zu Hause. Aber ich ahnte nicht, daß er mich sogar bis hierher verfolgen würde. Ich will jetzt Mama Alles sagen . . . ."

Lavina berichtete jetzt von der Liebe des Obersten und von dem Inhalt der beiden Briefe.

„Aber warum hieltst Du es geheim vor mir? warum zeigtest Du mir nicht sofort die Briefe?"

Hier wurde Frau Pahl von Elin unterbrochen, welche mit zwei Briefen eintrat. Der eine war von Arthur, der andere vom Commerzienrath.

„Irgend eine neue Unglückspost, denke ich mir,"

bemerkte Frau Pahl, indem sie Arthur's Brief erbrach und dann denselben laut vorlas:

„Geliebte Tante!

Kaum dessen, was ich thue, mir bewußt, will ich doch, soweit es in meiner Macht steht, Lavina von offenbarer Schande und Tante von dem Kummer retten, Zeugin ihrer Schande zu sein.

Ich war im Laufe des Vormittags davon in Kenntniß gesetzt worden, daß Lavina auf den Abend ein Stelldichein mit dem Obersten verabredet hatte. Aus Theilnahme und Freundschaft für sie wollte ich mich überzeugen, daß es eine Erfindung sei . . . . Aber ach! ich überraschte den Oberst zu Lavina's Füßen, während er sie mit seinen Armen umschlang und ihr für die Liebe dankte, die sie ihm geschenkt. Tante sehen hieraus, daß ich nicht einem falschen Gerüchte, sondern nach dem, was ich selbst gesehen und gehört, urtheile.

Will Tante, daß ich ihn durch die Waffen zwinge, daß er durch eine Ehe Alles wieder gut mache, oder will Tante, daß ich dafür Sorge trage, daß Lavina sich von unserer klatschsüchtigen Stadt entfernen kann, wo bald Alles bekannt werden wird. Ich erwarte Tante's Antwort.

Ihr ergebener

Arthur Ljung."

„Was hast Du jetzt zu Deiner Vertheidigung zu sagen? Lüge, erfinde dann wieder eine Geschichte, um damit Deine arme Mutter zu betrügen. Gib mir die Briefe, welche er geschrieben, sonst glaube ich, daß Alles, was Du gesagt hast, eine Erfindung sei, um

damit Deinen Leichtsinn zu bemänteln; her mit den Briefen!"

„Die habe ich verbrannt, und ich besitze nichts, als meine Versicherung, daß ich unschuldig bin. Mama, geliebte Mama, höre mich!"

„Nein, ich will Dich nicht hören. — Du, welche nicht damit zufrieden bist, Schande über das Haupt Deiner bereits von Bekümmernissen niedergedrückten Mutter zu bringen, lügst noch, um sie noch mehr zu betrügen. Gehe, verlasse mich!"

Lavina stand da mit niedergebeugtem Haupte und Verzweiflung in ihrem Gesichte. Sie stürzte hin zum Bett der Mutter und rief:

„Mutter, Mutter! ich bin unschuldig, verlasse nicht Dein unglückliches Kind, sondern höre mich!"

„Schweige, spreche nicht von Unschuld; denn Du weißt, daß Arthur selbst Alles gehört und gesehen hat. Gehe, verlasse mich, wir werden nachher mit einander reden."

Die Mutter schob sie mit Unwillen von sich. Lavina, welche sich verkannt und einsam fand, stand langsam auf, hob den Kopf im Bewußtsein ihrer Unschuld in die Höhe und ging aus dem Zimmer hinaus.

„Mama, gewiß bist Du jetzt zu streng gegen Lavina," bemerkte Elin und ergriff die Hand der Mutter.

„Stille, Elin, lese dieses von Charlotte und urtheile selbst; laß mich auch sehen, was Onkel schreibt."

Der Brief des Commerzienraths lautete folgendermaßen:

„Meine liebe Schwägerin!

„Ich beklage tief, daß Du so wenig Vertrauen zu mir hattest, daß Du lieber Rubens die Schuld, die auf Deinem Hause ruhte, einlösen und Lavina schenken ließest. Weißt Du, was Du damit angerichtet hast? Nun, daß Dein Kind die Schuld hat bezahlen müssen.

„Da ich jetzt nichts mehr bei der ganzen schmutzigen Affaire ausrichten kann, so entferne ich mich auf einige Tage, um es überhoben zu werden, den Wiederhall der Schande Deiner Tochter in meinen Ohren tönen zu hören.

„Ich fahre auf eines meiner Güter und bitte Dich, besser über Elin zu wachen, als Du es über Lavina gethan.

Dein Schwager

Jakob Ljung."

Worte vermögen nicht den Zorn und die Bestürzung Frau Pahl's zu schildern. Sie stand auf und wollte zu Lavina hineinstürzen, als Elin sie daran hinderte.

„Mama, Mama, beruhige Dich! Du darfst nicht zu Lavina hinein gehen."

„Du hast Recht, mein Kind," antwortete die unglückliche Mutter und strich mit der Hand über die Stirne. Ihre Gedanken verwirrten sich, so unglücklich fühlte sie sich. Endlich bat sie Elin, ihr Dinte und Papier zu geben, worauf sie Folgendes an den Obersten schrieb:

„Herr Oberst!

„Sie haben auf eine entsetzliche Weise das Vertrauen einer armen Wittwe mißbraucht. Sie haben ihr Kind verleitet, vom Wege des Rechts abzuweichen, und durch eine gemeine Unwahrheit Schande über mein Haupt gehäuft. Ich will nicht die Einlösung meiner Schuld als Bezahlung für das Unglück meines Kindes annehmen, falls die Verirrte elend genug gewesen sein sollte, Sie darum zu bitten. Ich will lieber betteln, als Ihnen das Geringste zu danken haben. Sie werden eines Tages um meines armen verirrten Kindes willen eine entsetzliche Rechenschaft vor mir ablegen müssen. Hoffen Sie nicht, sie wieder zu sehen; sie wird unverzüglich diese Gegend verlassen. Ich werde so bald als möglich mein Eigenthum verkaufen und dadurch selbst meine Schuld einlösen.

Effa Pahl."

An Arthur schrieb Frau Pahl:

„Bester Arthur!

„Du bist der Einzige, welcher bei dem entsetzlichen Unglück, das uns getroffen, noch etwas Gefühl für uns beibehalten hast, darum wende ich mich an Dich mit dem Ersuchen, Lavina so bald als möglich aus der Gegend und aus meinen Augen fortzuschaffen; denn ich kann sie nicht sehen, ohne dabei einen tiefen Schmerz zu empfinden.

„Was Du jetzt thust, dafür wird Dich der Ewige belohnen.

Deine unglückliche Tante

Effa Pahl."

Nachdem Frau Pahl die beiden Briefe abgesandt hatte, ließ sie Lavina durch Lisa sagen, daß sie ihr Zimmer nicht verlassen dürfe.

In stummer Niedergeschlagenheit saß Lavina am Tisch und stützte den Kopf in die Hand; keine Thräne floß, um ihre beklommene Brust zu erleichtern, sondern sie starrte vor sich hin mit trocknen und brennend-heißen Augen. In ihrem Herzen rasten Zweifel an Gottes Güte und Gerechtigkeit, an dem Sieg der Tugend und der Wahrheit. Sie war so unglücklich, so verzweifelt, daß sie die höchste Höhe aller menschlichen Qualen erreicht zu haben glaubte. Sie fragte sich selbst, was sie jetzt in der Welt thun sollte, wo Alle sie verkannten, verachteten und verließen. Der Tod schien jetzt Lavina's einziger Trost, einziger Freund zu sein. Die Stimme der Mutter drang durch die verschlossene Thüre an ihr Ohr.

„Verlasse mich, Elin, ich muß allein sein; aber Du mußt mir bei Allem, was heilig ist, versprechen, sie da drinnen nicht zu besuchen. Hörst Du, Elin, Deine Mutter verlangt es."

„Aber, geliebte Mama, wenn Lavina unschuldig wäre . . . ."

„Spreche das Wort nicht aus, Elin, da es leider hier zu viele Beweise gegen sie gibt. Verspreche mir das, was ich verlange, oder willst Du mir nicht den Trost verschaffen, daß ich sehe, wie Du mir wenigstens dieses Opfer bringst!"

„Ich verspreche es, Mama," antwortete Elin weinend.

Es ging Lavina wie ein Stich durch's Herz.

Sie war also von Allen verstoßen und verlassen. Lavina hörte, daß Elin sich entfernte, und wie die Mutter die Thüre verschloß. Dann hörte Lavina deutlich, daß die Mutter weinte. Lavina stand auf, ging hin zu der verschlossenen Thüre, kniete dort nieder und lehnte ihre brennendheiße Stirne gegen dieselbe, indem sie im Uebermaß ihres Schmerzes rief:

„Mama, Mama, laß mich hineinkommen;“ aber Sie erhielt keine Antwort, nicht einmal eine Bewegung spürte man von drinnen; Alles blieb still.

Lavina wußte selbst nicht, wie lange sie an der Thüre gekniеet, als sie endlich Elin hereintreten und sagen hörte:

„Arthur will mit Mama sprechen.“

Lavina stand nun auf und nahm ihren Platz am Tisch ein, wo sie einen Brief zu schreiben begann.

Lisa brachte ihr Mittagsessen; aber Lavina konnte nichts genießen. So verfloß der Tag und es fing an, dunkel zu werden. Lavina hörte die Mutter ihren Hut und Mantel verlangen und ihren Befehl gegen Elin wiederholen, daß diese während ihrer Abwesenheit nicht zu Lavina hineingehen dürfe. Alles wurde wieder still.

„Will Mamsell Licht haben, bevor ich fortgehe?“ fragte Lisa an der Thüre.

„Nein, ich brauche nichts,“ antwortete Lavina. Kurz darauf hörte sie die Stimme von Arnold, welcher im Nebenzimmer heftig sprach.

„Elin, es ist entsetzlich, so beleidigt zu werden; weißt Du, daß man gewagt hat, mir zu sagen, daß

ich jetzt, nachdem meine künftige Schwägerin die Geliebte des Obersten geworden, mit Sicherheit auf Alhems Pfarrei rechnen könne. Weißt Du, Elin, daß man mir verächtlich den Rücken gekehrt hat, weil man es für ausgemacht hält, daß ich mit an der schmählichen Geschichte betheiligt sei. Es war niedrig von Lavina, Unschuldige dergestalt mit Schande zu bedecken," rief Arnold und Lavina hörte ihn mit Heftigkeit auf- und abgehen.

„O mein Gott! Arnold, was sie uns unglücklich gemacht hat," schluchzte Elin.

„Du findest doch, daß ich nach diesem Alhom nicht kann haben wollen, und daß ich sofort vom Stift fortzukommen suchen muß, und Gott allein weiß, wann ich im Stande sein werde, zu heirathen."

„Vielleicht sollten wir uns jetzt trennen, Arnold, da solche erniedrigende Geschichten von uns im Umlauf sind," sagte Elin mit von Schluchzen unterbrochener Stimme.

„Nein, Elin, das kannst Du nicht von mir glauben; aber verzeihe meiner Mutter, falls sie Dir etwas Derartiges sagt, und sei versichert, daß ich Dir ewig treu bleibe. Aber, entweder Lavina, oder Du muß von hier fort; denn Du, Elin, darfst nicht mit ihr zusammenleben. Es ist zu viel, sich denken zu müssen, daß die Leute von mir sagen, ich hätte mir Alhems Pfarrei durch den Leichtsinn meiner Schwägerin verschaffen wollen, und daß ich meinen Priesterrock zum Deckmantel für ihre Schande hergeliehen hätte; das ist zu viel!"

Mehr hörte Lavina nicht; sie wiederholte: es

ist zu viel! und stand auf. Dann nahm sie den Brief, den sie vorher geschrieben, hüllte einen Shawl um die Schulter und schlich sich hinaus durch die Küche.

Im Thorweg angekommen lenkte sie ihre Schritte hinaus auf die Straße und nach dem Hause des Obersten. Mit festen Tritten ging Lavina die Treppe hinauf und öffnete die Thüre zur Hausflur. Ihr Gesicht war so bleich, und der Blick hatte einen so sonderbaren Ausdruck, daß der Bediente welcher im Entrée saß, sie erschrocken anstarrte.

„Ist der Oberst zu Hause?“ fragte sie mit unnatürlich ruhiger Stimme.

„Ja, ich werde ihn davon benachrichtigen, daß Jemand ihn sucht . . . .“

„Nein, das ist nicht nothwendig. Ist er allein?“ fügte Lavina hinzu und legte die Hand auf den Griff der Thüre, welche zu den Zimmern hineinführte.

„Ja, er ist allein. Mamsell findet ihn im Cabinet rechts vom Salon,“ sagte der Bediente und schloß die Thüre hinter Lavina.

Sie befand sich in einem großen, von einer einzigen Lampe matt erleuchteten Salon und ging, ohne auch nur ein einziges Mal um sich zu blicken, nach der Thüre rechts.

In einem Chaise-long lag Oberst Rubens; aber auch sein Gesicht war bleich und verrieth deutliche Spuren von einer heftigen Gemüthsbewegung.

Beim Schalle von Lavina's Tritten blickte er nach der Thüre, sprang auf und rief, als er ihrer gewahr wurde, mit freudestrahlenden Augen:

„Lavina! Gott lob;“ als er aber ihr bleiches und entstelltes Gesicht bemerkte, hielt er inne:

„Sie sagten gestern, daß ich auf meinen Knieen zu Ihnen, als zu meiner letzten Zuflucht, kommen würde. Sie täuschten sich Oberst Rubens. Ich bin hiehergekommen, aber nicht um mich zu Ihnen zu flüchten, sondern um von Ihnen, so weit es thunlich ist, Genugthuung zu erlangen. Es ist Ihnen gelungen, meinen Ruf zu vernichten, und mich zum Abscheu meiner Verwandten zu machen, kurz, Sie haben mich so unglücklich gemacht, als ein Mensch werden kann; aber es ist Ihnen nicht gelungen mich vor mir selbst. und vor Gott sündhaft zu machen. Rein und unschuldig werde ich das Leben verlassen!“

„Höre auf, Lavina!“ rief der Oberst, vor dem unglücklichen Mädchen knieend; „glauben Sie mir, wenn ich Ihnen die heilige Versicherung gebe, daß ich Reue empfinde, daß ich, bevor Sie kamen, mit Raserei und Abscheu meine Handlungsweise betrachtete, welche weit entsetzlichere Folgen gehabt, als ich berechnete.

„Ich liebe Sie jetzt, Lavina, mit einer edlen und warmen Liebe, und werde Alles, was ich verbrochen, wieder gut machen; es hängt von Ihnen ab, Lavina, werden Sie meine Gattin, theilen Sie . . . .“

„Nein, niemals, Herr Oberst, werde ich Ihre Gattin werden. Mir bleibt nur noch der Tod übrig. Ich werde Sie nie lieben, niemals Ihre abscheuliche Handlungsweise gegen mich vergessen, und niemals wird die Erinnerung an das, was ich gelitten, was ich durch Sie verloren, aus meinem Gedächtnisse schwinden. Sie haben mich in einem Tage alt ge-

macht, meine Seele hat alle Grade von Qualen und Zweifeln durchgemacht, die frohen Hoffnungen und warmen Gefühle meines Herzens haben Sie getödtet, und ich stehe jetzt vor Ihnen, wie ein Schatten von mir selbst. Sie haben weiter nichts für mich zu thun, als diesen Brief zu nehmen, zu meiner Mutter zu gehen — Lavina's Stimme zitterte — und ihr die ganze Wahrheit zu sagen, daß ich unschuldig und rein war, daß ich eher litt und starb, als mich einer erniedrigenden Liebe hinzugeben. Dasselbe werden Sie — Arthur sagen; es war mit Anstrengung, daß Lavina diesen Namen aussprach — sagen sie ihm, daß mein letzter Seufzer ihm galt und bitten Sie ihn an mich mit Liebe zu denken. Sie werden mir bei Ihrer Ehre schwören, daß Sie meinen Wunsch erfüllen."

„Und wohin wollen Sie, Lavina?" fragte der Oberst mit zitternder Stimme.

„Nach meiner Heimath, wo Wahrheit und Tugend nicht verkannt werden. Ich bin die unschuldige Ursache zu all der Verzweiflung, der Schande und des Elends gewesen, welches meine Verwandten getroffen. Es wird mir nie gelingen, sie oder die Welt zu überzeugen, daß ich vollkommen schuldlos bin. Auf meinem Leben wird immer ein Schatten ruhen und darum gehe ich fort von hier. Sie haben dafür gesorgt, daß das Leben keinen Werth mehr hat. Leben Sie wohl! Sie geloben mir ja, meinem billigen Verlangen, meiner letzten Bitte zu entsprechen," sagte Lavina und wandte sich nach der Thüre, um zu gehen.

„Nein, bleiben Sie, Lavina, und hören Sie mich an. — Ich sagte einmal: Wenn ich ein Weib sehe, welches den Tod der Schande vorzieht; wenn ich sehe, daß sie der Tugend und nicht dem Vorurtheil ein großes Opfer bringt, dann werde ich an die erstere glauben. Sie haben das gethan, und ich muß vor Ihnen als vor einer Martyrerin der Tugend niederknieen. Aber Lavina, ihr Tod wird nicht Ihren gekränkten Ruf wieder herstellen; dieser wird im Gegentheil demselben mehr Glaubwürdigkeit verleihen; man wird sagen, daß Sie keinen andern Ausweg hatten, um der allgemeinen Verachtung zu entgehen, daß nur Ihr Leben Alles wieder gut machen könnte. Werde meine Gattin und man wird in allen diesen Kleinigkeiten, welche man jetzt auf eine erniedrigende Weise anlegt, nur das Vorspiel zu unserer Verlobung sehen, Sie . . . . .“

„Nein, ich würde vor Gott einen Meineid begehen, wenn ich Ihre Gattin würde, ich, welche Sie so tief verachte, — nein, das Urtheil der Welt ist nicht so viel werth, daß ich um dessenwillen mein Leben an der Seite eines Mannes hinschleppen sollte, welchen ich mit Abscheu und Haß betrachten müßte. — Ich opfere mein Leben nicht einer Welt, welche so besinnungslos nach dem Schein urtheilt. Es ist die Achtung und Liebe meiner Mutter, meiner Schwester und Arthurs, welche ich wiedergewinnen will, und ich gehe deshalb in eine bessere Heimath, weil ich weiß, daß mein Leben für sie eine Last ist

und es auch künftig werden wird, weil ich meinen Namen befleckt habe."

„Lavina, Lavina, sprechen Sie nicht davon, daß Sie mich ewig verabscheuen, hassen und verachten werden," flehte der Oberst und schleppte sich auf den Knieen hin zu Lavina's Füßen.

„Ach nein? Sie werden mir einst verzeihen?" Lavina schüttelte den Kopf und eilte hinaus. Mit einem Sprung war der Oberst ihr nach, und trug sie, indem er seine Arme um ihren Leib schlang, wieder in das Cabinet hinein. Auf dem Gesicht des Obersten waren Verzweiflung, Angst und Liebe zu lesen.

„Lavina, hören Sie mich an! Ihr Tod wird für immer Ihrer Mutter schaden und den Tadel gegen sie vermehren, denn man wird sagen, daß sie, nachdem sie erst aus Schwäche mir erlaubt, Sie zu besuchen, Sie, als die öffentliche Meinung Sie verurtheilte, durch eine Strenge sondergleichen dazu getrieben hätte, den Schritt zu thun, den Sie jetzt thun wollen. Um des künftigen Glücks und Ansehens Ihrer Mutter und Ihrer Schwester willen bleibt nur Eines übrig: daß Sie meine Gattin werden. Wenden Sie sich nicht mit Abscheu weg; bedenken Sie, daß Sie durch diesen Schritt mit Einemmale ihren Herzen Freude, Ruhe und Glück bringen können; während dagegen Ihr Tod nur das Gerede vermehren und Ihre unglückliche Mutter mit Kummer, Reue und Verzweiflung erfüllen wird. Lavina! wenn Sie ihnen ein Opfer bringen wollen, so bringen Sie ein solches,

welches ihnen Glück, und nicht eines, welches ihr Elend noch größer macht."

„Aber Arthur?" fiel Lavina leise ein.

Das Gesicht und der ganze Körper des Obersten zuckten vor Schmerz.

„Nun gut, Lavina, wollen Sie um seiner- und um Ihrer Liebe willen die Anderen aufopfern, dann steht Ihnen der Weg frei und ich werde Sie nicht hindern. — Wollen Sie mit Einemmale Ihre Mutter und Schwester von allen Leiden befreien, so opfern Sie ihn ihnen."

Der Oberst schwieg.

Lavina stand an einen Thürpfosten gelehnt, und sie konnte es vor sich selbst nicht leugnen, daß der Oberst Recht hatte; aber auf der einen Seite schauderte sie bei dem Gedanken, ihr ganzes Leben mit diesem Manne zuzubringen, und auf der anderen trat der Schmerz der Mutter und der Schwester vor ihre Erinnerung. Lavina glaubte noch das Schluchzen ihrer Mutter zu hören. Mit Verzweiflung sah sie ein, daß für ihr Glück und Heil dieß der einzige Ausweg sei. Sie mußte ihrer Mutter dieses Opfer bringen, und Arthur — Lavina drückte die Hand an's Herz, denn ihn mußte sie opfern.

Halb unbewußt sagte Lavina:

„— Meine Mutter, ich bringe Dir das größte Opfer, das ein Sterblicher dem Andern bringen kann; ich bin nur achtzehn Jahre und weihe mich dem Unglück für's ganze Leben. . . ."

„Ihr Entschluß, Lavina? ein Wort! und Sie können schon heute Abend alle traurige Schatten in

Ihrer Heimath und aus den Herzen Derer verscheuchen, welche Sie lieben."

„O, so nehme das Opfer, Gott!" rief Lavina mit Verzweiflung. — „Ich werde Ihre Gattin werden, Oberst Rubens; folgen Sie mir sofort zu meiner Mutter; denn im nächsten Augenblick wird es mir vielleicht an Kraft fehlen;" und auf ihrem leichenblassen Gesicht brannte eine fieberhafte Röthe.

Mit raschen Schritten eilte sie vom Obersten begleitet die Treppen hinunter; einen Augenblick darauf stand sie vor der Thüre der Mutter. Es fehlte Lavina an Kraft, sie zu öffnen. Der Oberst riß die Thüre auf und trat mit Lavina in den Saal, wo Frau Pahl, Elin, Arnold, die Propstin und Arthur versammelt waren. Man blickte mit Bestürzung, Ueberraschung und Zorn die Eintretenden an. Lavina vermochte kein Wort hervorzubringen, sondern stand da mit hoch empor gehobenem Kopf, einem wunderbaren und unerklärlichen Glanz im Blicke und mit flammender Röthe auf ihren Wangen. Sie hielt ihre Augen auf die Mutter gerichtet.

„Meine beste Frau Pahl! ich habe aus Ihrem Briefe und aus verschiedenen Gerüchten vernommen, daß man meinem Werben um die Hand Lavinas einen unehrenhaften Stempel hat aufdrücken wollen. Ich hatte Lavina schriftlich dieses Anerbieten gemacht, wurde aber zurückgewiesen. Gestern, als Sie im Theater waren, eilte ich hierher, um es Lavina noch einmal vorzutragen, worauf sie dann mir ihre Hand versprach. Ich wollte Sie schon diesen Morgen wegen dieser Angelegenheit besuchen; aber ich wurde

durch Ihr Billet daran verhindert. Jetzt, wo ich erfahren habe, daß jede Minute Aufschub nur die Zahl der schlimmen Gerüchte vermehren würde, welche man auszustreuen beliebt hat, komme ich, um Sie um Ihre Einwilligung in meine und Lavina's Verbindung zu bitten."

Lavina eilte hin, warf sich zu den Füßen der Mutter und rief:

„Deinen Segen, meine Mutter!" Frau Pahl, von dieser Wendung, welche die Sache nahm, auf's Angenehmste und Freudigste überrascht, beugte sich herab zu ihrer verkannten Tochter, und schloß sie zärtlich und mit Wärme an ihr Herz. Als Lavina wieder aufgestanden war, begegnete sie Arthur's vorwurfsvollen Blicken und sah, während die Mutter dem Obersten mit der Versicherung ihrer Einwilligung die Hand reichte, unverwandt Arthur an, worauf sie ihr Gesicht in den Händen verbarg, in ein krampfhaftes Lachen ausbrach und dann besinnungslos in die Arme des Obersten fiel.

Die Kräfte des armen Kindes waren gebrochen; sie hatte die letzten vierundzwanzig Stunden zu viel gelitten und ausgestanden. — „Eilen Sie nach Doctor Nykopf, sie stirbt!" rief der Oberst, und fort sprangen Arthur und Arnold.

Rubens hielt Lavina fortwährend in seinen Armen, während er in seiner Verzweiflung sich anklagte, sie getödtet zu haben, und rief sie bei den leidenschaftlichsten Namen.

Und jetzt verlassen wir für einige Zeit Lavina,

um Agda und ihren Angelegenheiten unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

An demselben Abend, an welchem die obengenannten Ereignisse sich in dem kleinen gelben Hause zutrugen, wollen wir einen Blick in dessen stolzes vis à vis werfen.

In einem eleganten Cabinet, welches an Agda's Schlafzimmer grenzte, lag sie auf einem Sopha, und man merkte an der unnatürlich lebhaften Farbe ihrer Wangen, daß sie Fieber hatte. An ihrer Seite saß Eduard auf einem Stuhl und las aus Bulvers Devereux laut vor.

„Weißt Du was, Eduard," sagte Agda mit einer gewissen Heftigkeit im Tone, „ich kann nicht eine solche ruhige und immer vernünftige Liebe, wie die des Devereux, leiden; ich stelle Aubreys strafbare aber tiefe und leidenschaftlichen Gefühle für Isora weit höher."

„Das kommt daher, geliebte Agda, daß Du, wie alle lebhafte Menschen, gewohnt bist, Dich rückhaltlos Deinen Eindrücken hinzugeben, und deßhalb nicht begreifen kannst, daß es Andere gibt, die ihre Empfindungen den neugierigen Blicken Anderer nicht Preis geben wollen, sondern oft unter einem ruhigen kalten Aeußeren einem Vulkan von glühenden Leidenschaften

verbergen. Aubrey war ja auf seine Weise ein solcher Mensch, weil er seine Liebe maskirte."

„Aber sie verleitete ihn zu Verbrechen, sie beherrschte ihn ganz und gar. Was kann fesselnder und doch entsetzlicher sein, als seine Beschreibung von seinem Eintreten in Isora's Brautgemach. Man bebt und schaudert; aber man wünscht doch der Gegenstand einer solchen Leidenschaft zu sein. O, wer in der Wirklichkeit so geliebt würde!" —

„Und Du wolltest, daß meine Liebe zu Dir mich zu Verbrechen verleitete?"

„Ja, Eduard, ich wollte, daß Du mich so hoch liebtest."

„Agda, wenn Du wüßtest, in welchem grausamen Irrthum Du Dich dann befinden würdest; denn eine wirklich tiefe und wahre Liebe veredelt uns, während dagegen der Sinnenrausch und die Leidenschaft zu Lastern führen, welche die Hingebung der rechten Liebe schwächen und endlich vernichten, sowie sie auch nur Schande und Unglück mit sich bringen. Wenn wir mit einer reinen und heiligen Liebe lieben, streben wir darnach, daß der Gegenstand unserer Zärtlichkeit unsere Handlungen billigt und bewundert. Die wahre Liebe verscheucht alle verbrecherische Gedanken, alle niedrige Neigungen von uns und wir denken in der Tiefe unserer Seele, daß wir uns immer vor den Augen unserer Geliebten befinden, so daß wir die Unreinheit der Gedanken und die bösen Gewohnheiten, welche gewöhnlich zu Verbrechen führen, davon fern halten. Eine Liebe, welche uns schlechter macht und uns auf die Bahn des Lasters

und des Verbrechens führt, ist gewöhnlich nichts anders, als unser thierisches Gefühl, das ohne irgend ein edles Ziel übermäßig gesteigert ist und uns beherrscht."

„Aber wie kalt, wie farblos ist nicht die sogenannte edlere Liebe, welche immer von unserer Vernunft geleitet wird. Wie viel sprechender ist Othello's Eifersucht," bemerkte Agda mit einem Seufzer.

„Einen unbeweglichen und rächenden Othello kannst Du bei Jedem heraufbeschwören, welcher mit seinem ganzen Herzen liebt. Die Eifersucht würde, glaube mir das, bei einem Manne mit einem ruhigen Aeußern und glühenden Herzen in ihren Folgen weit gefährlicher sein, als bei dem übereilten. Aber wir wollen, geliebte Agda, dieses Thema verlassen, denn ich merke, daß Dein Fieber schlimmer wird."

„— Antworte mir nur auf Eines: ist wohl Dein ruhiges Herz eines heftigen eifersüchtigen Gefühles fähig?"

„Agda, mögest Du niemals erfahren, wessen ich fähig wäre, falls ich einmal finden würde, daß ich wirklich betrogen sei?"

Arthur stürzte herein und rief:

„Fort, fort, Nykopf, Lavina Pahl liegt im Sterben!"

Der Doktor drückte einen Kuß auf Agda's Stirne und eilte mit Arthur fort.

In Agda's Kopf bewegten sich viele und wunderliche Gedanken.

„Er kann also aus Eifersucht in Raserei gerathen, er kann aus seinem ruhigen Gleichgewicht herauskommen; ich las es in seinen Augen, als er das Wort „betrogen“ aussprach. Ich will von seiner Hand sterben wie Desdemona, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß er mich mit Leidenschaft liebt. Welch' herrlicher] Augenblick, in diesen hübschen dunkelblauen Augen eine heftige Erschütterung der Seele, ein wildes und alles Andere aufschüttelndes Gefühl zu lesen. . . .“

So ungefähr tönten die Stimmen in Agda's Innerem, als Annette sich an der Thüre zeigte und fragte:

„Befehlen Mamsell Etwas? ich sah den Doktor gehen und glaubte, daß ich nöthig sei.“

„Ja, Du kannst mir etwas von der Flasche dort eingeben,“ antwortete Agda.

„Gott lasse Mamsell bis zum Neujahrsball gesund werden.“

„Oh, das ist mir gleichgültig, ich fühle mich recht glücklich, ungestört bei Eduard zu Hause bleiben zu dürfen,“ antwortete Agda in sehr gleichgültigem Tone.

„Ach! wie Mamsell Agda sprechen. Ich denke an den unglücklichen Grafen, welcher schon, seit Mamsell am Tage nach dem Balle krank wurde, mehr einem Schatten als einem Menschen ähnlich sieht. Er kommt fünfmal täglich hierher, und fragt, wie es stehe, und diese Nacht wanderte er die Hälfte der Nacht vor Mamsell's Fenstern; er liebt Sie wirklich; so scheint es wenigstens.“

Annette hielt inne und betrachtete Agda, welche ihr mit gedankenvoller Miene zugehört hatte; aber die Worte drangen Agda in's Herz und machten einen tiefen Eindruck auf ihre Phantasie.

„Gehe, Annette, ich will allein sein; ich werde läuten, wenn ich Deiner bedarf."

„Sie hat Recht," dachte Agda; „der Graf liebt mich wirklich. Seine Liebe ist nicht ein solches Verstandesgefühl, das einem Heiligen aber nicht einem Menschen anstehen würde. Warum liebe ich ihn nicht? „Wie viel glücklicher wäre ich nicht dann. — Aber," hier nahmen die Gedanken eine andere Richtung; „was hindert mich in dem Grafen einen zweiten Aubrey sehen zu dürfen. Ach! die Liebe Aubrey's bei dem Grafen damit in Verbindung setzen zu können, daß man Othello's Eifersucht bei Eduard erregte, das wäre ein Leben werth; denn wie es jetzt steht, sterbe ich an der Einförmigkeit des Lebens und erfriere, trotz meiner eigenen glühenden Liebe, bei Eduards Vollkommenheit und Eiskälte. — Ich will versuchen, diese meine beiden Ideale in's Leben zu rufen."

Es war Neujahrsabend. Agda war jetzt fast wieder hergestellt. Die Familie saß im Salon versammelt. Der Commerzienrath war von seinem Ausflug zurückgekehrt und spielte Dame mit einem älteren Herrn. Frau Ljung saß im Sopha und strickte.

Agda saß in einer halb liegenden Stellung in einem Lehnstuhl; Graf W. hatte neben ihr Platz genommen und neigte sich gegen den Lehnstuhl, während er halblaut mit ihr sprach.

Der Graf hatte, wenn man sich so ausdrücken darf, sein sorgenloses und heiteres Gesicht düster und melancholisch drapirt. Der junge Edelmann, welcher sein Vermögen und noch etwas mehr verthan, hatte gehofft, durch eine Heirath mit Agda seine schlechten Verhältnisse wieder herzustellen, als der Doktor ihm die Braut wegschnappte. Der Graf war aber nicht der Mann, der sich deshalb zurückzog; nein, er belagerte im Gegentheil jetzt Agda, indem er die Rolle eines unglücklichen, aber treuen Liebhabers spielte und hoffte auf diese Weise den verhaßten Doktor aus dem Felde schlagen und Agda's Herz sich zuwenden zu können. Hierin standen ihm im Stillen Frau Ljung und nach getroffener Uebereinkunft Annette bei.

Wir wollen jetzt auf das horchen, was er Agda zuflüstert.

„Nicht wahr, Mamsell Agda, Sie kommen morgen auf den Ball?"

„Aber ich versprach gestern Eduard, nicht hinzugehen."

„Das geht zu weit. Da die Zeit des Doktors durch die kranke Mamsell Pahl so sehr in Anspruch genommen ist, daß er nur auf ganz kurze Zeit seine Braut besuchen kann, so darf er sie wenigstens nicht überreden, zu Hause zu bleiben."

„Er muß ja seiner Pflicht genügen."

„Gibt es denn solche Pflichten, wenn man liebt?"

fragte der Graf und schoß einen glühenden Blick grade in Agda's Augen; dann setzte er mit wehmüthiger Miene hinzu:

„O! wer ein so ruhiges Herz hätte, daß man es immer mit seinen Pflichtgefühlen lenken könnte, dann würde man nicht unter seinen stürmischen Gefühlen zu leiden haben."

„Aber ein Mann darf um seiner Liebe willen nicht vergessen, was er der Menschlichkeit schuldig ist," antwortete Agda etwas matt.

„Man sollte fast glauben, daß Mamsell Agda nie einen Begriff von Liebe gehabt. Ich würde um — Ihretwillen die ganze Welt vergessen. Ich würde mich für das Glück, eine einzige Stunde an des Doktors Stelle kommen zu dürfen, allen Mächten der Hölle verschreiben; und für die Möglichkeit, Sie besitzen zu dürfen, würde ich v r keinem Verbrechen zurückschrecken; — und doch, doch bin ich dazu verurtheilt, zu sehen, daß Sie einem Anderen gehören ...... Aber nein, ich werde niemals ......" Hier unterbrach der Graf sich selbst und sah ebenso unheilverkündend aus, wie Dahlquist in Hamlet.

„Das ist ein zweiter Aubrey," dachte Agda und ließ ihre Blicke mit einem gewissen Wohlgefallen auf dem Grafen ruhen.

Er, welcher ihre Bedeutung nicht mißverstand, beugte sich näher zu ihr und blickte das hübsche Mädchen mit einem leidenschaftlichen Ausdruck an, indem er flüsterte:

„Agda fährt wohl morgen auf den Ball?"

„Ja," antwortete Agda erröthend und wandte den Kopf weg.

So ganz und gar war sie von ihrem Verlangen bethört, einen Ausdruck der Leidenschaft zu sehen, daß sie von dem magischen Ton und Blick des Grafen hingerissen wurde. Sie betrachtete sich bereits als Bulvers Isora, von einer Aubrey's Liebe verfolgt; während sie selbst ausschließlich Eduard liebte.

„O, versprechen Sie mir das gewiß!" flehte der Graf.

Statt zu antworten, sagte Agda zu der Mutter:

„Ich habe dem Grafen versprochen, morgen auf den Ball zu fahren."

„Ich danke Dir dafür, mein Engel," antwortete die Mutter und blickte entzückt Agda und den Grafen an.

„Aber, Agda, Du hast mir ja schon versprochen, nicht zu fahren," sagte der Doktor, welcher unbemerkt eingetreten war und hinter Agda's Stuhl stand.

„Das war gestern; ich habe Dich seitdem nicht gesehen und halte mich, weil Du mich nicht besucht hast, für vollkommen gesund. Ich weiß wahrlich nicht, warum ich dem Vergnügen entsagen sollte, auf den Ball zu fahren . . . ."

„Nun, und dann, ich besitze doch wohl das Recht mein Versprechen zu brechen, wenn ich will?"

Eduard schwieg und sein hübsches ruhiges Gesicht verrieth keine einzige Spur von Gemüthsbewegung; er ging fort und trat zu den spielenden Herren.

„O mein Gott! er sah ebenso ruhig aus, wie

gewöhnlich," dachte Agda, welche sich auf einen Ausbruch von Eifersucht gefaßt gemacht hatte.

Agda war jetzt verstimmt und antwortete dem Grafen schnippisch und kurz, weshalb dieser seinen Hut nahm und sich entfernte. Agda selbst verließ den Salon und ging hinein in ihr Zimmer. Dort saß sie eine ganze Stunde und hoffte, daß Eduard hineinkommen würde; aber er kam nicht zum Vorschein. Endlich hörte sie Tritte sich langsam nähern.

„Wie befindest Du Dich sonst, Agda?" fragte Eduard, indem er sich neben sie setzte und ihren Puls fühlte.

„Vermuthlich gut, da Du den ganzen Tag Dich nicht um mich bekümmert hast," antwortete Agda mit Bitterkeit.

„Ich habe keinen Augenblick frei gehabt, denn schon seit zwei Uhr diese Nacht bin ich an das Bett Deiner Cousine gefesselt gewesen. Ihr Leben hat jeden Augenblick in Gefahr geschwebt. Meine Pflicht verbot mir, sie zu verlassen, bevor ich es thun konnte, ohne ihr Leben auf's Spiel zu setzen. Es fällt bisweilen schwer, den Beruf eines Arztes zu erfüllen."

„Oh, für Dich, der Du immer so ruhig bist und ohne Mühe Deine Liebe Deiner Pflicht opferst, muß es leicht sein."

„Ich muß es, Agda, weil ich mein Leben der Menschheit geweiht habe. Ein Arzt muß zuletzt an sich denken, wenn er recht und gewissenhaft seinen schönen aber verantwortungsvollen Beruf erfüllen will. Aber lassen wir das, Du wirst mich schwerlich verstehen. Mir scheint es, als legtest Du eine herz-

lose Gleichgültigkeit gegen Deine sterbende Cousine an den Tag, da Du Dir nicht einmal die Mühe gegeben hast, nach ihrem Zustande zu fragen."

„Ich kenne sie nicht und kann sie also auch nicht lieben. Uebrigens ist sie in guten Händen, da Du sie so sorgfältig pflegst," antwortete Agda und warf den Kopf zurück.

Hätte Agda jetzt einen Blick auf das Gesicht ihres Bräutigams geworfen, dann würde sie Alles, nur nicht Ruhe darin gefunden haben.

„Agda, Du fährst doch wohl nicht mit diesem Husten auf den Ball?" fragte Eduard mit einer gewissen Heftigkeit.

„Doch, das thue ich."

„Agda, ich bitte Dich auf's Innigste, thue es nicht, ich flehe Dich darum, während ich nur nöthig hätte, mich auf Dein Versprechen zu berufen."

„Aber ich fahre nun einmal; ich will es und habe es dem Grafen versprochen," antwortete Agda ungeduldig.

„Agda!"

Es lag eine Bitte, eine Warnung und eine Drohung in dem Tone, womit Eduard dieses einzige Wort aussprach.

„Was willst Du?" fragte Agda und blickte hinauf zum Bräutigam, dessen Stirne jetzt leicht gerunzelt war.

„Ist es trotz meinen Bitten als Bräutigam und Vorstellungen als Arzt Dein bestimmter Entschluß, auf den Ball zu fahren?"

„Ja, mein unerschütterlicher Entschluß," antwortete Agda trotzig.

„Gute Nacht, Agda," antwortete Eduard und entfernte sich.

Als Agda ihn gehen sah, war sie nahe daran, ihr Wort zurückzunehmen und ihn um Verzeihung zu bitten; aber dieses bessere Gefühl wurde durch die Worte, welche die Mutter so oft wiederholt hatte: „Du verdirbst ihn mit Deiner Nachgiebigkeit," und durch den Gedanken zum Schweigen gebracht, ihn schließlich als einen Othello zu erblicken.

Am Neujahrstage hustete Agda viel und der Commerzienrath behauptete, daß sie zu Hause bleiben müßte; aber die Mutter antwortete, daß es mit Agda weit schlimmer aussehe, wenn sie im Zimmer sitzen bliebe.

Der Doktor hatte im Laufe des Vormittags eiligst vorgesprochen, äußerte aber kein Wort von dem Balle. So wurde nichts aus den Scenen, welche Agda erwartet hatte. Der Graf erschien auch, gratulirte zum Neujahr und war, wie immer, zärtlich und verliebt.

Der Doktor aß zu Mittag beim Commerzienrath und man plauderte mit einander im Saale, bis die Damen sich anziehen sollten.

„Wie steht es mit Lavina?“ fragte Agda trotz der Anwesenheit ihrer Mutter.

„Sie befindet sich bisweilen besser, bisweilen schlechter; irgend eine bestimmte Hoffnung kann ich noch nicht geben,“ antwortete der Doktor.

„Das war eine traurige Verlobung,“ bemerkte der Commerzienrath.

„Welche Verlobung?“ fragte Frau Ljung, die ihre Neugierde nicht bezähmen konnte.

„Mein Gott, Lavina mit dem Obersten Rubens, was weiß ich,“ antwortete der Commerzienrath.

Arthur saß schweigend und düster in einem Lehnsessel.

„Ist sie verlobt mit dem unermeßlich reichen Obersten,“ schrie die Commerzienräthin und erbleichte.

Jetzt schauderte die würdige Frau bei dem Gedanken, daß Agda eine einfache Doktorsfrau werden sollte. Nein, sie that bei sich ein Gelübde, daß nichts aus der Sache werden sollte; Agda müßte Gräfin werden, koste, es was es wolle.

„Ja, meine Alte, so hängt es zusammen, obgleich die Leute der Sache eine andere Färbung geben wollten. Ich selbst war auf dem Wege, dasselbe zu thun, dazu durch einen Brief veranlaßt, welchen der Oberst mir von Effa gezeigt und der auf eine eingelöste Pfandverschreibung Bezug hatte.“

Es war Frau Pahl's Brief an den Obersten, dessen sich der Leser erinnern dürfte.

„Rubens ist auch so verzweifelt verliebt in das schöne und ausgezeichnete Mädchen und trostlos über dessen Krankheit,“ bemerkte der Doktor.

Jetzt stand Agda auf, um sich auf ihr Zimmer zu begeben und Toilette zu machen.

„Du gehst wohl mit auf den Ball," sagte Agda und wandte sich an Eduard.

„Nein, das thue ich gewiß nicht."

„Und warum?"

„Darum, Agda, weil es meine Ueberzeugung ist, daß Du nach demselben krank wirst, und ich will es nicht auf meinem Gewissen haben, an irgend Etwas theilgenommen zu haben, das Dir schadet. Da meine Vorstellungen nichts vermögen, so will ich zu dem Bösen meine Mitwirkung nicht leihen."

„Ah, Du kommst schon nach," meinte Agda lächelnd.

„Darin irrst Du Dich grausam," antwortete der Doctor ernst.

„Nun, da muß sie sich wohl über den großen Verlust so gut als möglich trösten," fiel die Commerzienräthin scharf ein und ging hinaus, nachdem sie Agda mit sich nahm.

„Lieber Bruder, ich glaube, Du thätest am klügsten, meine Tochter an Bord zu nehmen, denn sie ist im Grunde von der Mutter verdorben und wird ein schlimmer Fisch zu schuppen werden," bemerkte der Commerzienrath.

„Meine geliebte Agda," sagte Frau Ljung, als sie die Thüre hinter sich und der Tochter geschlossen hatte, „jetzt zeigtest Du einen hübschen Charakterzug. Ich versichere Dich, daß es nicht angeht, zu nachgiebig zu sein, denn dann werden die Männer phlegmatisch und gleichgültig. Nein, mein Kind, willst Du, daß Eduard sich ernstlich in Dich verlieben soll, so mußt Du Dich selbst weniger um ihn kümmern und indifferenter gegen ihn sein."

Aber wie es nun auch war, Agda fühlte sich ganz beklommen, während sie sich anzog und kam unwillkürlich auf den Gedanken zurück:

„Wenn ich, nachdem ich angezogen worden, zu Eduard hineinginge und sagte:

„Siehst Du, jetzt bin ich fertig zum Balle, aber ich bleibe zu Hause; gewiß würde er dann erfreut werden und mich zärtlich an seine Brust schließen."

Während Annette sie anzog, wurde der Gedanke zum Entschluß. Als sie nun in dem hellblauen Seidenkleid und das Haar mit einer weißen Blume geziert dastand, warf sie im Spiegel einen heiteren Blick auf ihr eigenes reizendes Bild und eilte hinaus in den Salon. Aber — derselbe war leer. Sie läutete.

„Wo ist der Doctor?" fragte sie den eintretenden Bedienten.

„Er ging mit dem Commerzienrath zu Frau Pahl," war die Antwort.

„Zu Lavina," jenem hübschen und ausgezeichneten Mädchen," sagte Agda zu sich selbst. „Nein, ich fahre

auf den Ball," fügte sie hinzu. Und kurz darauf rollte der Wagen mit ihnen von dannen.

„Alles geht gut; o! ich werde gerächt werden," murmelte Annette, als sie den Wagen fortfahren sah.

Was der Doctor vorausgesagt, traf ein; Agda wurde krank, die Mutter weinte und jammerte, ohne daß sie sich jedoch selbst deßhalb anklagte.

Während dieser Krankheit war Agda's Betragen gegen Eduard so unbeständig und launenvoll, daß er, welcher ihr die zärtlichste Sorgfalt widmete, tief darunter litt. Nach und nach wurde sie besser; aber je gesunder sie wurde, desto wunderlicher wurde ihre Laune, und doch liebte Agda Eduard höher und heftiger, als je; aber die Mutter und Annette sprachen fortwährend von seiner Kaltblütigkeit, von seinem Mangel an Liebe zu Agda, daß sie endlich meinte, es liege etwas Ueberlegtes und Berechnendes in seinem Benehmen. Hierzu kam, daß die Mutter ihr weiß machen wollte, Eduards Angelegenheiten befinden sich in einem schlechten Zustande.

Agda war ein Raub der bittersten Zweifel, der heftigsten Liebe und des Verlangens, ihre Begriffe von einer flammenden Leidenschaft verwirklicht zu sehen.

So verfloß eine Woche nach der andern, und mit ihrer Genesung ging es langsam.

Eduard litt seinerseits tief, weil er Adga von ganzem Herzen liebte. Ihr Benehmen am Neujahrstage hatte eine bittere Erinnerung in seiner Seele hinterlassen. Er konnte sich nicht verhehlen, daß die Zukunft nicht viel versprach, weil sie jetzt schon auf eine so grausame Weise mit seinen Gefühlen und ihren Versprechen spielte. Eduard rechnete indessen immer auf die Macht, welche ihre Neigung zu ihm auf sie ausüben würde, wenn sie erst seine Frau sei. Er wollte deshalb so viel als möglich ihre Verbindung beschleunigen; zu seiner Bestürzung stieß er aber dabei auf Hindernisse bei der Mutter. Agda antwortete:

„Wenn der Winter und der Sommer vorüber sind, werden wir daran denken; und dabei erinnerte sich Agda mit Angst der Worte der Mutter, daß Eduards schlechte Verhältnisse ihn zwängen, ihre Verbindung zu beschleunigen.

Agda wurde gesund, aber ohne daß das in ihrem launischen Benehmen gegen Eduard und in ihrer offenen Koketterie dem Grafen gegenüber irgend eine Veränderung mit sich brachte.

Vergebens suchte Eduard nach der früheren Zärtlichkeit in Agda's Blick und Benehmen; dieselbe war verschwunden und sie kam ihm immer kälter und kälter vor. Oft entstand der Gedanke bei ihm:

„Vielleicht liebt sie mich nicht mehr," und dabei wurde es dem Doctor so eng um's Herz.

An einem Abend Anfangs Mai machte die ganze Familie Ljung nebst dem Doctor und dem Grafen eine Promenade nach einer kleinen Villa, welche der

Commerzienrath besaß und auf welcher man den Sommer zuzubringen pflegte.

„Willst Du meinen Arm nehmen, Agda?" fragte der Doctor und blickte Agda in die Augen. Sie wandte leicht erröthend das Gesicht weg und antwortete:

„Nein, ich danke; man bleibt dann hinter der anderen Gesellschaft zurück und der Graf hatte versprochen, mir eine Anekdote zu erzählen."

„Du ziehst also den Grafen mir vor?"

„Lieber Eduard, sei nur nicht kleinlich, sondern lasse mich dieses Stündchen mich nach meinem eigenen Gefallen amüsiren."

„Nehme Dich in Acht, Agda, mich zum Spielball Deiner Einfälle zu machen; denn ich bin nicht derjenige, welcher blind den Launen eines Weibes folgt, und ich werde es nie verzeihen, daß sie mit meinen heiligsten Gefühlen spielt," antwortete der Doctor ernst.

Agda blickte zu ihm auf und las in seinem ruhigen Gesicht die Wahrheit seiner Worte. Agda zitterte und nahm seinen Arm.

Es war Ende Mai, einige Tage vor Pfingsten.

Die Familie des Commerzienraths war auf's Land hinausgezogen. Der Doctor wanderte an einem schönen Nachmittag hinaus nach dem kleinen Liljedal.

„Ist die Herrschaft zu Hause?“ fragte der Doktor die im Hofe stehende Annette.

„Nein, der Commerzienrath und die gnädige Frau sind zu Baron G— auf Engdal gereist.“

„Nun, dann ist wohl Mamsell zu Hause?“

Annette schwieg und sah verlegen aus.

„Ist Agda irgendwo sonst hingereist?“ fragte der Doktor und betrachtete Annette mit Verwunderung.

„Nein, das gerade auch nicht; aber ....“

„Nun, dann ist sie ja zu Hause,“ fiel der Doktor ein und näherte sich dem Wohnhause.

„Wenn der Herr Doktor eintreten wollen, dann will ich es Mamsell melden,“ bemerkte Annette mit scheinbarer Freude und gleichsam erleichtert.

Annette's Miene und Benehmen waren so sonderbar, daß sie unwillkürlich eine Menge eigenthümlicher Gedanken im Kopfe des Doktors hervorriefen; er faßte sie deshalb am Arme und sagte:

„Warum theiltest Du mir nicht gleich mit, daß Agda im Garten sei? Ich gehe selbst, um sie aufzusuchen.“

„Nein, guter, bester Herr Doktor, gehen Sie nicht, sondern lassen Sie mich Mamsell davon in Kenntniß setzen, daß der Herr Doktor hier ist, sonst wird sie mir böse.“

Eduard warf einen scharfen und forschenden Blick auf Annette und sagte:

„Warum willst Du nicht, daß ich gehen soll? Spreche die Wahrheit, hier nützt es nichts, zu lügen; denn ich gehe jedenfalls hin.“

„Werden Sie mir nicht böse, Herr Doktor," antwortete Annette mit der Schürze vor dem Gesicht, und that, als wenn sie weinte, „ich kann nichts dafür, ich versichere es heilig ...."

„Rasch, sage, was es ist!" sprach der Doktor in einem so heftigen uud befehlenden Tone, daß Annette zusammenfuhr.

„Der Graf ...."

Mehr konnte Annette nicht sagen, bevor der Doktor mit ein paar Sprüngen im Garten war und einen Augenblick darauf vor dem Pavillon stand, von welchem aus Stimmen von Sprechenden sein Ohr erreichten.

„Agda, seien Sie versichert, daß nur eine so heftige und brennende Liebe, wie die meinige, mich hat bewegen können, die entsetzlichen Worte auszusprechen, welche mir eben entfielen. O! Sie haben mir so oft einen Schimmer von Hoffnung gegeben, daß ich mit Verzweiflung und Raserei daran denke, daß Sie verlobt sind; was bleibt mir übrig, denn Sie gehören ja einem Andern?"

So klang die Stimme des Grafen dem Doktor entgegen; er war gerade im Begriff, einzutreten und den Unverschämten, welcher in solcher Weise zu Agda sprach, zu belehren, daß sie seine künftige Gattin sei, als Agda's Antwort ihn für einen Augenblick zurück hielt.

„Ich gehöre noch Niemandem; denn verlobt ist nicht verheirathet, und es kann sich wieder ändern, bevor ich es werde ...."

„Darin hast Du Recht, Agda!“ rief der Doktor und trat in den Pavillon.

Der Graf, welcher sich jetzt für eine überflüssige Person hielt, zog sich nach der Thüre zurück, um sich zu entfernen. Der Doktor ließ ihn passiren, ohne ein Wort zu sagen.

Agda's Gesicht war leichenblaß und verrieth eine entsetzliche Angst. Sie blickte mit Beben auf ihren Bräutigam, welcher ruhig, emporgerichtet und entsetzlich vor ihr stand. Sein Blick drückte eine unbewegliche Strenge aus und ruhte centnerschwer auf Agda. Sie las in demselben, daß es für sie keine Barmherzigkeit gebe, daß sie ihn unwiderruflich verloren habe und bei diesem Gedanken stürzten ihr die Thränen aus den Augen.

„Du mußt wohl weinen, Agda, aus Scham darüber, daß Du Dich so erniedrigt hast, daß Du auf eine so elende und niedrige Weise den Mann betrogen, der Dir sein warmes und treues Herz hingegeben. Erinnerst Du Dich, Agda, was ich einst sagte:

‚Mögest Du niemals erfahren, wessen ich fähig bin, falls ich wirklich betrogen würde.‘“

„O, Du wirst mich also tödten, nicht wahr?“ sprach Agda, und ein Strahl von Freude durchflog ihre verirrte Seele. Eduard sollte also ein Othello, sie eine Desdemona werden.

„Dich tödten — nein, warum sollte ich das thun? — Das Weib, welches man aus Eifersucht tödtet, liebt man noch — aber ich, ich liebe Dich nicht mehr. Da ist Dein Ring, Du bist frei. —

Als ich die angeführten Worte aussprach, wohnte Liebe in meinem Herzen; ich wußte nicht, daß man aufhört, diejenige zu lieben, welche man verachtet." Eduard zog kalt den Ring von seinem Finger und reichte ihn Agda.

„Nein, tausendmal nein, so kann es nicht sein, falls Du mich jemals um meinetwillen geliebt!" rief Agda und sprang auf.

„So ist es doch," erwiederte Eduard mit entsetzlicher Ruhe. Ein Mann wie ich, mit meinem ernsten Beruf und meinen Grundsätzen hört in demselben Augenblick auf, zu lieben, wo er entdeckt, daß der Gegenstand seiner Gefühle seiner unwürdig sei. Bei mir ist die Liebe ein ernstes Gefühl und nicht ein angenehmer Zeitvertreib, und das Weib, das meine Achtung verloren hat, kann mein Herz nicht lieben. Lebe darum wohl, Agda, wir sind für ewig getrennt!" Damit näherte der Doktor sich der Thüre.

„Du hast mich niemals geliebt, da Du mich auf eine solche Weise verlassen kannst!" rief Agda und ergriff seinen Arm, um ihn zurückzuhalten.

„Doch, Agda, ich habe Dich so hoch, so warm, so aus meinem ganzen Herzen geliebt, daß ich niemals mehr Jemand werde lieben können. — Mögest Du den Triumph mit Dir nehmen, alle meine edleren und wärmeren Gefühle besessen zu haben; daß Du sie aber mit Füßen getreten. Ich habe Dich so glühend und heftig geliebt, daß der Gedanke daran, Dich zu verlieren, mir so entsetzlich vorkam, daß ich nicht glaubte, einen solchen Augenblick überleben zu können; aber Du siehst, daß ich lebe, Du siehst daraus,

daß meine Liebe erloschen ist, daß alle zärtlicheren Gefühle meines Herzens ausgestorben sind. Du bist niemals meiner Liebe werth gewesen, weil Du dieselbe auf eine solche Weise hast erniedrigen können, daß Du einen Andern hast hoffen lassen können, wo doch diese Hoffnung ein Betrug gegen mich und die Vernichtung all meiner schönsten Hoffnungen war. Du warst derselben nicht würdig, weil Du durch eine lange und entsetzliche Tortur mich tausend namenlose Qualen leiden ließest, während Du mir selbst eine Liebe vorlogst, die Deinem Herzen fremd war; denn wer liebt, handelt nicht wie Du."

„O! trete mich nicht mit Füßen, verachte und schmähe mich, aber zweifle nicht an meiner Liebe. Ich habe Dich geliebt, ich liebe Dich und werde Dich ewig lieben. Du warst für mich meine ganze Welt: jeder Schlag meines Herzens gehörte Dir; aber meine Liebe war glühend und heftig, mich fror und ich litt wegen Deiner ruhigen Zärtlichkeit; ich dürstete nach einer Liebe, die eben so stark war, wie die meinige, und in meiner unruhigen Sehnsucht darnach suchte ich dieselbe beim Grafen, den ich niemals geliebt. — Ach! Eduard, dazu kam, daß seine Liebe mir wahrer vorkam, als die Deinige; ich zweifelte daran, daß Du liebtest. O! sage, daß Du mir verzeihen willst, sage, daß Du Deine arme, irregeleitete Agda nicht verstoßen willst."

So flehte sie mit gefalteten Händen.

„Verzeihen — ja; aber vergessen — nein. Ich kann nicht vergessen, Agda, daß Du, um das Vergnügen zu haben, Deine Thorheit und Deine Phan-

tasie zu befriedigen, unsrer Beider Glück auf's Spiel setztest. Ich kann nicht vergessen, daß Du mit meinem Herzen gespielt und Dich selbst dazu erniedrigt hast, die Rolle der Treulosen zu spielen. Ich kann es nicht; mein Gefühl ist zu tief gekränkt worden."

„Aber Du wirst es künftig, Du wirst mich ja nicht verlassen!" flehte Agda schluchzend.

„Wir müssen uns trennen, — wir können niemals einander angehören. Was wolltest Du mit einem Manne, der Dich nicht mehr liebt? — was sollte ich mit einer Gattin, zu welcher ich niemals würde Vertrauen haben können, sondern von der ich immer befürchten müßte, daß sie ihre Eide und Pflichten vergessen würde, und von der ich immer müßte erwarten können, daß sie früher oder später meinen Namen entehren würde. Nein, Agda, diejenige, welche schon vor der Ehe und obgleich sie liebt, sich Liebesscenen mit andern Männern aufzuführen erlaubt, von der ist nichts zu hoffen als Gattin. Deine Phantasie würde Dich dann viel weiter führen und Du wärest weit schwereren Prüfungen ausgesetzt; denn die Glorie von Jungfräulichkeit, womit Du jetzt umgeben bist, wäre dann verschwunden."

„Nein, Eduard, ich werde die treueste, reuevollste Gattin werden, wenn Du mich nur nicht verstoßest."

„Warum diesen Auftritt verlängern, Agda. Du hast wegen des Vergnügens, Deine Rolle mit dem Grafen spielen zu können, unsere Verbindung verschieben können; Du hast nicht davon wollen sprechen hören; bedenke dieß und Du wirst finden, daß zwi-

schen uns Alles zu Ende sein muß. Laß uns von einander scheiden, und möge Gott über Dich wachen."

Eduard ging zur Thüre.

Mit einem Satz hatte Agda sich zwischen diese und ihn geworfen und lag in Thränen gebadet zu seinen Füßen.

„Habe Gnade, habe Barmherzigkeit mit mir! gehe nicht, laß uns noch einige Zeit verlobt sein, und ich werde Dir zeigen, wie aufrichtig meine Reue, wie heiß mein Wunsch nach Versöhnung, wie treu und liebend mein Herz ist. O Gott, sei mir gnädig, Eduard, mein Leben hängt von Deiner Antwort ab! Ich kann nicht ohne Dich leben. Wenn Du mich nicht mehr liebst, so lasse mich aus Menschlichkeit Deinen Ring behalten, lasse mich, wie ehedem, Dich jeden Tag sehen; lasse mich hoffen. Sei nicht härter als Gott gegen eine reuevolle Sünderin es sein würde."

„O, Agda! das, was Du verlangst, steht nicht in meiner Macht, wir müssen uns für ewig trennen!" sprach der Doktor mit Schmerz und riß sich von ihr los. Sie lag da ohne Bewußtsein von etwas anderem, als von ihrem grenzenlosen Schmerz. Wie lange Agda in diesem Zustande verblieb, wissen wir nicht; als aber die Commerzienräthin nach Hause kam, fand sie sie in derselben Lage.

Am folgenden Morgen schrieb Agda nachstehenden Brief an den Doktor:

„Eduard! Geliebter, mein einzig Geliebter! Du bist hart, sehr hart gegen Deine Agda gewesen; aber nicht wahr, Du hast ihr jetzt verziehen? O! gewiß hast Du es, denn ich begreife nicht, wie es sonst mit mir werden sollte. — Ohne Dich leben kann ich nicht; — sterben, außer an Deinem Herzen, kann ich auch nicht; was soll denn aus mir werden? Wie eine Geächtete werde ich auf der Erde umherirren und werde mich jeden Morgen nach Deiner Schwelle schleppen, um auf den Knieen um Deine Liebe und Deine Verzeihung zu bitten. Und solltest Du fortfahren, mich zu verstoßen, so wirst Du mich eines Tages, die Hände zu einem stummen Gebet gefaltet, dort todt finden, und dann wirst Du die arme Agda in Deine Arme nehmen und einen Kuß der Versöhnung auf ihre Stirne drücken, und sie darauf in ein Grab betten, zu welchem Du bisweilen hingehen wirst, und eine Thräne des Mitleids auf den Staub der Verirrten fallen lassen. Ach, Eduard! ich will meinen Fehler nicht entschuldigen, aber wenn Du in Milde an mich dächtest, so würdest Du gewiß Manches finden, was denselben geringer macht. Du hast Deinen Ring zurückgegeben — ich werde nie im Leben mich von dem meinigen trennen. Ich verbleibe bis in den Tod Deine Braut, welche jeden Tag sitzen wird und Deine Rückkunft erwarten — bis Du zurückkehrst, um die arme, bleiche Braut zu trösten.

„Eduard, was Du auch thust, so gewähre mir eine Stunde Unterredung heute; auf meinen Knieen

flehe ich Dich darum; bei dem Andenken an Deine Mutter beschwöre ich Dich, die Erfüllung dieses letzten Wunsches meines gebrochenen Herzens nicht zu verweigern.

Im Tode und ewig Deine

Agda."

Mit Fieberangst wartete Agda auf die Rückkunft des Boten. Derselbe brachte den Brief unerbrochen zurück. Der Doktor war in der Nacht abgereist.

Agda glaubte fast den Verstand zu verlieren, so verzweifelt wurde sie; aber sie behielt das volle Bewußtsein ihres Schmerzens und ihres Unglücks.

In der kleinen Stadt war jetzt das Gerücht im Umlauf, der Doktor hätte Agda mit dem Grafen überrascht und in seinem gerechten Zorn dem Verhältniß mit ihr ein Ende gemacht, sowie Urlaub zu einer Reise in's Ausland genommen. Außerdem sprach man davon, daß der Commerzienrath den Grafen hätte zwingen wollen, sich mit der Tochter zu verheirathen, daß aber der Graf sie nicht hätte haben wollen, nachdem er sie verführt.

Alle diese Gerüchte hatte Annette in ihrem Haß in Umlauf gesetzt, und der Graf, welcher von Agda einen Korb erhalten, unterließ nicht, durch Mienen und halbe Worte denselben Vorschub und Glaubwürdigkeit zu verleihen.

Die Commerzienräthin fand zu ihrer großen Verzweiflung, daß sie unter den schadenfrohen Frauen in X. weniger gut aufgenommen wurde, welche nicht unterließen, die eitle Frau ihrerseits die Schwere ihrer Bosheit empfinden zu lassen. Sie hatte sich immer so stolz auf ihre Tochter und auf ihren Reichthum gezeigt, daß man mit wildem Entzücken die Gelegenheit ergriff, ihr zu zeigen, daß der Fehltritt der Tochter seinen Grund in der schlechten Erziehung der Mutter habe. Man überging sie bei gewissen Einladungen ganz und gar, und wenn sie gegenwärtig war, unterließ man nicht, sie durch ein absichtliches Mitleid fühlen zu lassen, daß der Ruf der Tochter unrettbar zu Grunde gerichtet sei.

So standen die Sachen, als der Herbst sich näherte.

Agda's Trauer war stumm, man konnte aber dieselbe aus den bleichen Wangen, eingefallenen Augen und aus dem einsamen Leben schließen, welches sie führte. Sie brachte die Zeit ununterbrochen auf ihrem Zimmer eingeschlossen zu, und sah die Eltern nur bei den Mahlzeiten.

Der Vater war herzlicher geworden und näherte sich der Tochter mehr als früher.

Die Mutter dagegen war, bereits seit Agda dem Grafen einen Korb gegeben, kalt und bitter gegen sie geworden; denn sie sah in Agda die Urheberin all der Demüthigungen, welche ihr widerfuhren.

Agda selbst, unter der Last ihres Kummers ganz und gar niedergedrückt, war still, schweigsam und unterwürfig gegen ihre Umgebung. Nur wenn sie

allein war, ließ sie ihren Gefühlen freien Lauf und dann machte sie sich in der heftigsten Verzweiflung und in den bittersten Selbstanklagen Luft.

Anfangs September führen wir wieder den Leser in Frau Pahl's Wohnung ein.

Lavina, welche während zwei Monate unaufhörlich zwischen Leben und Tod geschwebt, hatte den ganzen Sommer nöthig gehabt, um zu genesen, und wir finden sie Anfangs September vollkommen wieder hergestellt, obgleich noch sehr schwach und matt.

Im innern Zimmer saß Lavina an einem hübschen sonnenhellen Septembervormittag halbliegend auf einem Ruhesopha, das der Oberst hatte hinbringen lassen.

Obgleich ihre Wangen weiß wie Schnee waren, und ein feiner blauer Ring ihre hübschen seelenvollen Augen umgaben, so war Lavina doch schön wie ein Ideal; man blieb unwillkürlich stehen, um dieses melancholische und regelmäßige Gesicht zu betrachten; sie glich in dem luftigen, weißen Morgenanzug einer Erscheinung aus der Welt der Geister, welche hier herunter gekommen war, um noch eine Stunde irdischer Schmerzen und Freuden hinwegzuträumen. Sie stützte den Kopf gegen die Sophalehne und das reiche schwarze Haar fiel, wie ein Zeichen der Trauer, auf die weiße Tracht der Unschuld in üppigen Locken

herab. Die Hand hatte sie vor Müdigkeit mit der Arbeit neben sich auf's Sopha niederlegen lassen. Sie war in tiefe Gedanken versunken.

Lavina war allein, als die Thüre sich öffnete und Arthur eintrat.

Man bemerkte an Lavina, als sie seiner gewahr wurde, ein leichtes Zittern und einen feinen Farbenwechsel. Es war das Erstemal seit jenem entsetzlichen Abend, wo sie dem Obersten ihr Ja gab und mit ihm zur Mutter hereintrat, daß Arthur und Lavina sich allein mit einander befanden.

„Wie befindest Du Dich heute, Lavina?" fragte Arthur mit einem leichten Zittern der Stimme.

„Ich danke, ziemlich wohl," antwortete Lavina.

Es trat eine Pause ein.

„Du suchst gewiß Mama; sie ist in der Küche, ich werde läuten;" Lavina streckte die Hand nach der Glocke aus.

Arthur ergriff dieselbe und hielt sie zurück.

„Fürchtest Du Dich, mit mir allein zu sein?"

Lavina schwieg.

„Ich begreife, daß Du fürchtest, er möchte kommen," fügte Arthur hinzu.

Lavina neigte bejahend ihren Kopf.

„Ich werde gleich gehen; aber vorher habe ich eine Bitte an Dich, und Du wirst mir dieselbe gewähren; ist es nicht so?" fragte Arthur mit weicher Stimme.

„Wenn ich kann, Arthur."

„Ich reise morgen nach Upsala, um meine Studien zu vollenden und zu promoviren; dann kehre

ich nicht hierher zurück, sondern reise nach Stockholm. Ich sage dieses, um Dir zu zeigen, daß mein Verlangen Deine neuen Pflichten nicht verletzen kann. — Lavina, ich wünsche, ich flehe Dich darum, daß Du mir eine Erklärung der — der Beweggründe Deiner Handlungsweise giebst, denn es hat während Deiner Krankheit Augenblicke gegeben, wo ich an meinen eigenen Augen und an dem, was ich jenen unglücklichen Abend sah und hörte, zweifelte. Lavina, laß mich die Wahrheit erfahren, denn es ist entsetzlich, mit dem Gedanken an Dich den Gedanken an Falschheit und Betrug zu verbinden. — Nein, gewiß habe ich mich geirrt, Lavina, diese meine Bitte enthält nichts, was ihn verletzen könnte — und ich besitze vielleicht das Recht, es überhoben zu werden, in diesem Chaos von Zweifeln an der Reinheit Deiner Seele, welche mich jetzt plagen, zu leben. Es ist ja das Einzige, was ich verlange von — von — der Freundin meiner Kindheit und meiner Jugend, zur Erinnerung an die entflohenen frohen Tage auf meiner Pilgerfahrt durch's Leben."

„Und ich verspreche es, Dir diese Erklärung zu geben; aber jetzt nicht, — nicht während Du noch in X— Dich aufhältst, sondern sie wird Dich in Upsala treffen."

„Dank, Lavina," sagte Arthur und drückte ihre Hand an seine Lippen, ließ aber diese sofort wieder los, als sein Blick auf den schlichten Ring fiel, welcher jetzt den Platz einnahm, wo der seinige früher gesessen. Möge Gott über Dich wachen und Dich be-

schützen! — und mögest Du so glücklich werden, wie ich es wünsche," flüsterte Arthur mit erstickter Stimme.

„Dank, Dank," antwortete Lavina; mehr vermochte sie nicht.

„Ich gehe jetzt zur Tante," fügte Arthur hinzu und eilte hinaus. Ein tiefer Seufzer hob Lavina's Brust, als sich die Thüre hinter ihm schloß.

Mit ihm verschwanden alle ehemaligen so freudigen Hoffnungen Lavina's.

Kurz darauf saß der Oberst an ihrer Seite.

„Willst Du heute hinausfahren, geliebte Lavina?" fragte er in zärtlichem Tone.

Das Uebermüthige, Verachtungsvolle, Harte und Wilde, welches früher den Gesichtsausdruck des Obersten bezeichnete, war gänzlich verschwunden, und an dessen Stelle ruhte eine tiefe Schwermuth. Wenn er mit Lavina sprach, oder sie anblickte, trug jeder Zug den Stempel der grenzenlosesten Zärtlichkeit an sich.

„Danke, wenn Mama es will," antwortete Lavina. Ihr ganzes Wesen und ihr Ton hatte etwas Kaltes.

„Arthur war eben hier," fügte Lavina nach einer Pause hinzu. Der Oberst fuhr zusammen.

„Traf er Dich allein?"

„Ja, das that er. — Arthur reist morgen nach Upsala, er nahm Abschied."

Auf dem Gesichte des Obersten brannte eine heftige Röthe, und sein Auge schoß einen Blick voll Eifersucht auf Lavina; aber sie bemerkte es nicht, denn sie blickte ihn nicht an.

Nach kurzem Schweigen fuhr Lavina fort:

„Ich habe mir selbst ein heiliges Versprechen gegeben, keine Geheimnisse vor meinem Manne zu haben; — es hat nicht in Liebe, sondern in der Erfahrung seinen Grund, die ich mir dadurch erworben, daß ich aus dem Briefe, den ich einst von Dir erhielt, ein Geheimniß machte. Hätte ich mich damals direct an meine Mutter gewendet, — dann — ja, gleichviel was. Genug, ich will nicht durch eine falsche Geheimnißkrämerei noch einmal verkannt werden; darum muß ich Dir sagen, daß Arthur eine Erklärung meiner Handlungsweise gegen ihn verlangt hat, und diese habe ich ihm versprochen."

Es lag ein Schneeduft über jedem Worte Lavina's.

Der Oberst erhob sich mit Heftigkeit.

„Er hat wohl auf den Knieen und im Namen Eurer Liebe sie gefordert; — er hat Dich wohl auch zum Abschied an sein Herz gedrückt?"

„Wenn er sich soweit vergessen hätte, dann hätte ich es Dir gesagt und dann hätte ich ihm auch nicht versprochen, daß er in Upsala meine Erklärung erhalten solle. Wenn ich ein Weib wäre, das einer Schwäche fähig ist, so hätte ich von Allem Dem, was ich Dir jetzt gesagt, nicht gesprochen," antwortete Lavina in ruhigem und gleichgültigem Tone.

„O, Lavina, Lavina! was ich unglücklich bin!" rief der Oberst; dann warf er sich neben sie nieder und lehnte seine brennende Stirne gegen ihre kalte Hand. „Daß ich," fuhr er fort, „nicht einmal so viel als Mitleid, geschweige denn einen Schimmer von Zärtlichkeit bei Dir hervorrufen kann."

Lavina schwieg.

„Du mußt mich recht sehr hassen, da meine grenzenlose Liebe und mein Schmerz Deine Theilnahme nicht erwecken können."

Eine brennend heiße Thräne fiel aus dem Auge des starken und stolzen Mannes auf Lavina's Hand. Es regte sich in diesem Augenblick etwas gleich Theilnahme in Lavina's Herz und sie antwortete:

„Wir müssen beide auf die Zeit hoffen. Und ich verspreche Dir, Oskar, meine Erklärung nicht eher an Arthur abzusenden, bevor Du dieselbe gelesen."

Der Oberst führte Lavina's Hand an seine Lippen.

„Dank, ewig Dank für diese Deine Worte."

„Noch eine Sache," begann Lavina, aber mit sichtbarer Anstrengung, „Du fragtest mich gestern, auf wann ich unsere Hochzeit festsetzen wollte, und ich versprach Dir meine Antwort auf heute."

Lavina hielt inne.

„Nun gut, Lavina, ich wagte nicht, Dich daran zu erinnern."

„Aber ich vergesse nie, was ich versprochen. — Wir können sie ja an demselben Tage feiern, an welchem Elisa die ihrige hat."

„Mein Gott, Lavina, das wäre ja schon in einem Monat."

„Ja," — antworte Lavina mit fester und ruhiger Stimme.

„Wie soll ich Dir mein Glück und meine Ueberraschung ausdrücken können!"

„Es wird ja doch einmal geschehen, möge es denn bald geschehen."

Bei dieser Antwort zuckte ein bitterer Schmerz über das Gesicht des Obersten. Das Eintreten der Frau Pahl unterbrach das Gespräch.

Drei Jahre sind verflossen — drei Jahre hat Doktor Nykopf in fremden Ländern zugebracht, drei Jahre ist sein Dienst von einem Stellvertreter versehen worden. Drei Jahre hat Agda ihren Fehltritt beweint. — Drei Jahre ist Lavina verheirathet.

Und jetzt, mein lieber Leser, erwartest Du natürlich, daß wir den Obersten an einem Schlaganfall sterben, oder auf einem Ritt den Hals brechen lassen; daß wir dann Lavina ein Jahr lang als Wittwe weinen und endlich nach wohl überstandenen Mühseligkeiten — Arthur heirathen lassen. Nicht wahr, so hast Du den Gang der Ereignisse berechnet? — Nun gut — wir wollen sehen, was wir in der Sache thun können.

Es war im Anfang des November. Man gab in der Stadt X— eine Vorstellung von Privaten zu irgend einem wohlthätigen Zweck, und die sämmtlichen Notabilitäten der Stadt und Umgegend wohnten derselben bei.

Doktor Nykopf, welcher am Abend vorher von seinem dreijährigen Aufenthalt im Auslande in der Stadt angekommen war, hatte von seinem Stellver-

treter, welcher in Dienstangelegenheiten fortreisen mußte, ein Billet zu der obengenannten Vorstellung erhalten.

Der Salon war fast vollständig besetzt, als der Doktor ankam. Man grüßte ihn rechts und links und hieß ihn willkommen in der Heimath.

Der Doktor begann mit seinem Opernglas die Zuschauer Revue passiren zu lassen; aber diejenige, welche er suchte, mußte er nicht gefunden haben, denn er legte bald wieder sein Glas weg. Doktor Nykopf's Gesicht war noch gleich schön, aber die Züge hatten einen ernsteren, strengeren und bisweilen düsteren Ausdruck.

Plötzlich spürte er einen leichten Schlag auf die Schulter und eine Stimme sprach:

„Guten Tag, mein Ehrenbruder, willkommen nach Hause."

Dieß veranlaßte den Doktor, sich umzudrehen und er befand sich Angesicht zu Angesicht mit — Oberst Rubens. Nach gegenseitigem Handschlag und Austausch von Grüßen, fragte der Oberst:

„Willst Du meine Frau begrüßen, es wird ihr gewiß ein großes Vergnügen machen, Dich wiederzusehen."

„Lieber als gern," antwortete der Doktor, und die Herren begaben sich hinauf in die erste und einzige Logenreihe, welche sich im kleinen Salon befand und gingen hinein in eine Loge im Fond. Dort saß eine einzelne Dame, welche der Thüre den Rücken zukehrte; an dem schwarzen Haare erkannte der Doktor jedoch seine frühere Patientin.

„Lavinchen, hier ist ein alter Bekannter, der Dich begrüßen will," sagte der Oberst.

Lavina drehte sich um und reichte mit freudiger Ueberraschung dem Doctor die Hand. Das Gesicht der Obristin war ebenso schön wie ehmals; aber man suchte vergebens nach jenem heiteren und lebhaften Ausdruck, welchen es damals hatte, als wir das Erstemal im Anfang dieser Erzählung ihre Bekanntschaft auf dem Balle in X. machten. — Die frische Farbe war verschwunden und eine marmorweiße Bläße bedeckte die Wangen.

Der Oberst überredete den Doctor, in ihrer Loge zu bleiben.

Man sprach von allen Bekannten, der Doctor hatte Lavina viel zu fragen, und der Oberst viel mitzutheilen.

„Nun, lieber Nykopf, Du fragst nicht mit einem einzigen Wort nach Deiner ehemaligen Braut?" fiel der Oberst ein.

„Ich vermuthe, daß sie verheirathet ist," antwortete der Doctor, ohne daß man seinem Gesichte irgend eine Bewegung anmerkte.

„Nein, den T— auch, sie ist noch unverheirathet und von sehr schwacher Gesundheit. Du hast wohl gehört, daß die Mutter gestorben ist?"

„Ich habe es aus den Zeitungen gesehen."

„Nun, hast Du von dem Unglück gehört, das vor ein Paar Jahren den Commerzienrath traf und den Tod seiner Frau zur Folge hatte."

„Nein, davon weiß ich gar nichts."

„Nun, das wirst Du morgen zu hören bekom-

men; willst Du nicht, bevor Du wieder Dein Amt antrittst, einige Tage auf Alhem zubringen und morgen dort zu Mittag essen?"

„Ich danke für die Einladung; das will ich herzlich gerne. Wohnt die Herrschaft nicht den Winter über in der Stadt?"

„Nein, Lavina mag lieber auf dem Lande wohnen."

„Ihr fahrt doch nicht heute Abend hinaus?"

„Gewiß thun wir das," antwortete Lavina, „ich befinde mich hier nicht wohl, sondern sehne mich immer wieder nach Alhem hinaufzukommen."

Das Theater ist zu Ende und jeder geht oder fährt nach Hause.

Vor dem Hause des Obersten in X. stand ein eleganter, wohlpolirter bedeckter Schlitten, in welchem der Oberst seine in einen reichverbrämten Pelz gehüllte Frau hineinhob,

Wir wollen der Unterhaltung halber sie begleiten, und darauf horchen, was sie in dem mit Fellen und Kissen reich versehenen Fuhrwerk, das mit ihnen forteilt, einander zu sagen haben.

„Wenn Du, geliebte Lavina, durch das Reisen mitten in der kalten Novembernacht, Dich nur nicht erkältest; es wäre klüger gewesen, bis morgen in der Stadt zu bleiben."

„Das hat keine Gefahr, ich bin ja so warm angezogen, und ich finde es so langweilig in der Stadt bleiben zu müssen. Ich befinde mich so wohl auf Alhem. Wie glaubst Du, daß Agda das Zusammentreffen mit dem Doctor aufnehmen wird?"

„Gott weiß es; ich glaube, es wird ihrem kranken Herzen wohl thun, ihn wieder zu sehen. Und wer weiß, was eine Liebe wie Agda's auszurichten vermag."

„Du hast Recht; es giebt Menschen, welche niemals vergessen und verzeihen können, über welche die heißeste und treueste Liebe nichts vermag. Wer weiß das besser, als ich," bemerkte der Oberst mit tiefem Schmerz.

Lavina schwieg.

Der Oberst lehnte sich zurück in die eine Ecke des Sitzes, Lavina in die andere. Beide versanken in ein tiefes Schweigen. Nachdem sie eine Viertelmeile gefahren, beugte der Oberst sich vorsichtig vor und horchte auf Lavina's leisen Athemzug. Er glaubte, daß sie schlief.

„Sie schläft," murmelte er, „o! wird es mir nie gelingen, dieses Herz zu erwärmen, und diese Kruste des Unwillens, die dasselbe umschließt, zu schmelzen. Werde ich, als Erwiederung auf meine glühende Leidenschaft, nie etwas Anderes erhalten, als — ein kaltes Pflichtgefühl. O! das wäre entsetzlich."

Er versank in tiefe Gedanken.

Nach kurzer Zeit führte er seinen Arm leise hinter Lavinas Rücken, zog sie vorsichtig an sich heran und legte ihren Kopf an seine Brust.

Wieder verging einige Zeit. Lavina bewegte sich.

„Wachst Du?" fragte der Oberst leise.

„Ja, Oscar."

War es ein Irrthum; es kam aber dem Obersten vor, als wenn die Stimme mild und fast zärtlich

klang; es fehlte derselben gänzlich der gewöhnliche kalte Ausdruck.

„Ich glaubte, Du schliefest.“

Der Oberst horchte aufmerksam auf den Klang der Stimme.

„Ich habe gar nicht geschlafen.“

Es war derselbe sanfte Ton.

„Und Du ließest mich doch Dein Haupt gegen mein Herz legen, und saßest so still?“

„Ich fühlte mich so wohl und warm dort. Ich zählte die Schläge desselben, während ich eine große und erfreuliche Entdeckung machte,“ flüsterte Lavina.

„Lavina!“

Mehr vermochte der Oberst nicht zu sagen, aber in diesem einzigen Wort lag eine ganze Welt von Liebe.

„Oscar,“ antwortete Lavina, und der Oberst fühlte ihr Gesicht ganz nahe dem seinigen; „Oscar ich werde bald Mutter werden.“

Dann drückte sie einen warmen und herzlichen Kuß auf die Stirne des Mannes. Der Oberst fühlte mit unaussprechlicher Dankbarkeit und Freude, daß die kalte, pflichtgemäße Lavina der zärtlichen und liebenden Gattin gewichen war. Seine heiße, treue Liebe hatte gesiegt und seine Sünde gesühnt.

In dem hübschen Gesellschaftszimmer auf Alhem saß am folgenden Tage ein schlankes Mädchen. Man konnte mit Recht sagen, daß sie eher einem Geiste als einem Weibe ähnlich sah. In den großen hellbraunen Augen schienen die Wehmuth und der Kummer ihren Wohnsitz aufgeschlagen zu haben, und man sah deutlich, daß nur die Thränen es vermocht hatten, dieses einnehmende Gesicht dergestalt zu bleichen und zu verzehren, in welchem ein zehrender Schmerz, aber zu gleicher Zeit eine stille Hingebung geschrieben stand. Diese bleichen Lippen hatten das Lachen verlernt, denn das Leiden hatte alle Freude davon verjagt. Als Lavina eintrat und auf sie zuging, um sie herzlich zu umarmen, schien sie aufmerksam zu lesen.

„Guten Morgen, geliebte Agda, wie steht es mit Deiner Brust?"

„Wie gewöhnlich ist sie schwer und beklommen," antwortete Agda mit matter Stimme; „aber Du siehst so fröhlich aus heute, Lavina; Du mußt Dich gestern gut amüsirt haben."

„Ja, das thaten wir und danken Gott für das Glück, das er mir beschéert."

„Du bist also glücklich? — Ich habe sonst immer daran gezweifelt; denn so träumte ich mir nicht das Aussehen einer glücklichen Gattin. Dein kaltes und abgemessenes Benehmen hat nichts gemein mit der glühenden Zärtlichkeit Deines Gatten. O! wie oft habe ich ihn nicht in meinem Herzen bedauert."

Eine leichte Röthe verbreitete sich über Lavina's Wangen, als sie antwortete:

„Mag sein, daß das Verhältniß bisher kein sol-

ches gewesen; jetzt ist das nicht mehr der Fall, das kann ich Dich versichern. — Ich liebe meinen Mann von ganzem Herzen!"

„Gott gebe es, denn es liegt etwas sehr Schmerzliches darin Andere leiden zu sehen, wenn man selbst, leidet und nicht zu trösten vermag."

„Aber auch für Dich kann noch viel Freude blühen; Du bist ja nur einundzwanzig Jahre."

„Ach nein, mein Leben ist dem Kummer geweiht, für mich giebt es kein Glück.

„Agda, erinnerst Du dich Solons Antwort an Crösus in Betreff des menschlichen Glücks.

„Daß kein Tag dem andern ähnlich sei in Beziehung auf Glück oder Unglück, und daß der Mensch lauter Zufälligkeiten unterworfen sei, sowie daß Niemand vor seinem Tode glücklich oder unglücklich genannt werden könne, denn Alles beruhe darauf, wie man sein Leben schließe."

„Nun ja, was beweist das? — daß ich schließlich meinen Brustleiden unterliegen und sterben werde, bevor ich seine Verzeihung erhalten; aber das ist wohl eine gerechte Strafe für meine unverzeihliche Sünde."

Agda neigte ihr Haupt und seufzte.

„Wenn er aber wieder kommt." —

„O nein, das thut er nicht, ich habe jetzt drei lange Jahre vergebens gewartet und gebetet.

„Wenn er hier wäre?"

„Lavina!" rief Agda und sprang auf; „Lavina,

wenn Du mich täuschest, so würdest Du mir den Tod geben."

„Ich täusche Dich nicht, meine gute Agda, er ist wiedergekommen, er ist jetzt drinnen bei Oscar, Du wirst ihn sehen."

Agda warf sich auf die Kniee, hob die Hände gen Himmel und sagte:

„O mein Gott! ich danke Dir!"

Während dieses im Gesellschaftszimmer passirte, saßen der Doctor und der Oberst in des Ersteren Zimmer und sprachen.

„Du erwähntest gestern eines Unglücks, das den Commerzienrath getroffen," begann der Doctor.

„Ja, und das ein sehr fühlbares. Nachdem Du mit oder ohne Grund Agda so plötzlich verlassen hattest, verbreitete sich eine Menge beleidigender Gerüchte von ihr. Man behauptete mit Sicherheit zu wissen, daß Du sie in einem gar zu vertraulichen Verhältniß zu Graf W. überrascht hättest. Er, welcher kurz nach Deiner Abreise um Agda's Hand anhielt, aber einen Korb bekam, war elend genug, nicht direkt, aber indirekt jenen Gerüchten Wahrscheinlichkeit zu geben, so daß Agda ein Gegenstand des allgemeinen Geklatsches wurde, und man zeigte ihrer Mutter seine Mißbilligung. Frau Ljung, welche aus Eitelkeit und Stolz Agda geschmeichelt und sie verdorben hatte, die

aber nie für sie die wirkliche und ernste Zärtlichkeit einer Mutter empfunden, betrachtete jetzt die Tochter als die Urheberin all ihrer Demüthigungen; und Agda, die von Kummer und Schmerz niedergedrückt war, besaß kein einziges Herz, welches sie mit Zärtlichkeit tröstete oder ihre Leiden mit ihr theilte.

So verging ein Jahr; Agda lebte ganz von der Welt geschieden und so in ihren Kummer vertieft, daß der Arzt um ihren Verstand besorgt war und dem Commerzienrath rieth, den Aufenthaltsort zu ändern. Der Vater, welcher selbst all die Bosheit satt hatte, beschloß, das große Gut L— in der Nähe von Stockholm zu kaufen, welches damals feil war. Er brachte alle seine Angelegenheiten in Ordnung und cassirte den größten Theil seines Vermögens ein. Am Tage, nachdem er das Geld in Empfang genommen, brach im Hause des Commerzienraths an vier verschiedenen Stellen Feuer aus, und nur mit Mühe gelang es ihnen, ihr eigenes Leben zu retten. Man nahm als sicher an, daß Agda's Kammermädchen aus Haß gegen Frau Ljung, von der sie von ihrer Kindheit an hart behandelt worden war, das Feuer angelegt hätte, weil sie in der Nacht verschwand und später nicht wieder zu finden war. Frau Ljung, welche sich im bloßen Hemde gerettet hatte, zog sich eine so heftige Erkältung zu, daß sie einige Tage darauf starb.

Der Commerzienrath, welcher jetzt ein verhältnißmäßig unbedeutendes Vermögen besitzt, wohnt auf seinem Gute Eksjö, wo meine Schwiegermutter ihm Haus hält. Agda, deren Gesundheit durch Kummer

untergraben worden ist, hat sich seit einem Jahre bei Lavina aufgehalten, weil meine Schwiegermutter es für besser für sie hielt, daß sie durch den Umgang mit Lavina, welche in gleichem Alter mit ihr ist, eine Freundin und womöglich eine Tröſterin erhielte. Armes Kind, sie hat das, was sie gegen Dich versündigt, theuer entgelten müssen. Ich habe mich oft gefragt, ob irgend eine Sünde groß genug sei, um eine solche Strafe zu verdienen, daß man unaufhörlich von allen Qualen einer hoffnungslosen Liebe verzehrt wird und dazu noch sich selbst den Vorwurf machen muß, sich aller Gegenliebe unwürdig gemacht zu haben."

Der Oberst dachte an sich selbst und an die drei Jahre, welche er auf diese Weise zugebracht.

Der Doctor saß stumm und aufgeregt da. Sein Herz sprach laut und bestimmt zu Agda's Vortheil; aber noch kämpfte sein verletzter Stolz dagegen an. Endlich bemerkte er:

„Aber Adga hat mich tief verletzt."

„Jetzt sprichst Du wie ein großer Egoist. Hast Du Dich nicht auf eine entsetzliche Weise gerächt, als Du ihren Namen der Verleumdung preisgabest, ihr Leben dem Kummer weihtest und dadurch ihre Gesundheit untergrubst. Und doch liebt sie Dich so warm und treu, und trägt ihr Schicksal mit so viel Ergebung, daß ich Dich oft einer barbarischen Härte angeklagt. Man kann sagen, daß ihre Liebe ihre Seele veredelt und gereinigt hat; denn Du wirst vergebens nach den Launen und Fehlern suchen, welche früher Agda eigen waren. Sie hat nur einen Ge-

danken, den nämlich, vor ihrem Tode von Dir Verzeihung zu erhalten."

Der Doctor war erschüttert; er hätte sich zu Agda's Füßen werfen und sie bitten mögen, ihm seine Strenge zu verzeihen. In demselben Augenblick meldete der Bediente, daß der Tisch gedeckt sei.

Als der Doctor in den Saal eintrat, stand Agda und lehnte sich gegen den Kamin.

Eduard stutzte über die Veränderung, welche mit ihr vorgegangen war. Sie richtete ihren Blick auf ihn mit einem so bittenden und liebevollen Ausdruck, daß der Doctor Alles in der Welt darum gegeben hätte, sie jetzt in sein Herz schließen zu dürfen; aber der Speisesaal war voll von Leuten, und Eduard mußte sich damit begnügen, mit einem langen und warmen Blick den ihrigen zu erwiedern.

Der Commerzienrath, Frau Pahl, Elin und ihr Mann waren zu Tisch geladen.

„Willkommen wieder bei uns, Bruder Nykopf," grüßte der Commerzienrath den eintretenden Doctor. Während des Mittagessens unterhielt man sich allgemein; und der Doctor und Agda waren still.

„Ich soll von Arthur grüßen," begann der Commerzienrath.

Bei diesen Worten flog ein Blick des Obersten

hinüber nach Lavina; welche mit einem herzlichen und warmen Blick die Fragen desselben erwiederte.

„Wie befindet er sich?“ fragte der Doctor.

„Gut, Bruder Nykopf weiß vielleicht nicht, daß er sich ganz und gar der Naturforschung gewidmet und mit dem letzten Dampfboot, welches dieses Jahr nach Lübeck geht, in's Ausland reist. Siehe hier, womit er seinen Brief schließt.“

Der Commerzienrath zog Arthurs Brief hervor und las, während seine Suppe sich abkühlte, Folgendes:

„Es gab eine Zeit, wo ich von häuslichem Glück und von Seligkeit an der Seite einer Gattin träumte; aber die Zeit ist lange vorbei und ich danke Gott, daß es so ist; denn als Gatte und Vater wäre meinem Leben ein beschränkteres Ziel gesteckt worden, und ich hätte mich nicht ausschließlich und mit meiner ganzen Seele meinen Studien widmen können, sondern würde an meine Heimath, meine Liebe und meine Familie gebunden mich nur unvollkommen denselben haben hingeben können. Die Heimath eines Mannes der Wissenschaft ist überall in der Welt und seine Familie — die ganze Menschheit. Nur so kann er etwas Großes leisten.“

„Ihr sehet hieraus,“ sagte der Commerzienrath, daß er sich ob seiner Freiheit freut und um keinen Preis in der Welt dieselbe gegen das Glück, ein Ehemann zu sein, vertauschen möchte.“

Der Mittagstisch war zu Ende, der Kaffee eingenommen und man plauderte von den Tagesereignissen. Der Doctor näherte sich Adga.

„Adga, gewähre mir eine Unterredung und folge mir in den kleinen Salon."

Ohne ein Wort zu sagen, stand Adga auf und begleitete ihn in den kleinen Salon.

Als sie allein waren, ergriff Adga mit Blitzesschnelle und bevor der Doctor ein Wort sagen konnte, seine Hand, führte sie an ihre Lippen und flüsterte:

„Verzeihe, verzeihe, was ich verbrochen."

Eduard, der ruhige Eduard, warf sich zu Agda's Füßen und rief:

„Nein, geliebte, immer und ewig geliebte Agda, ich bin es, der Dich um Verzeihung bitten muß. O! sage, daß Du mir meine grausame Strenge verzeihest; sage, daß Du noch einmal Dein Glück meinen Händen anvertrauen, daß Du wieder mir gehören willst!"

„Nicht so, Eduard. Deine Braut bin ich und bin es immer gewesen; Dein Ring wird mir in den Tod folgen und ich habe nur mein Leben in der Erwartung Deiner Verzeihung dahingeschleppt; denn ich konnte nicht sterben, wenn ich nicht an Deinem Herzen sterben und Deine Verzeihung mit in's Grab nehmen durfte; aber jetzt, geliebter Eduard, bin ich bereit, mich nach unserer zweiten Heimath zu begeben."

„Nein, Agda, Du wirst nicht sterben, Du wirst leben, um meine Gattin zu werden, um aus meiner heißen, heilenden Liebe neues Leben zu schöpfen, und Alles, was Du gelitten, zu vergessen. O, Agda! Du wirst mich nicht verstoßen können."

„Ach nein, das kann ich nicht — möge ich als Deine Gattin sterben," flüsterte Agda.

„Die Meinige!" flüsterte Eduard und schloß sie an sein Herz.

Eine Stunde darauf zeigte er sich mit Agda bei den Uebrigen und stellte sie als seine Braut vor.

Man stirbt nicht aus Kummer; noch weniger aus Seligkeit — auch Agda lebte und blühte wieder auf an der Seite des Mannes, den sie geliebt, und der in ihr stets eine zärtliche und ergebene Gattin wiederfand. Die Leiden hatten Agda's gute Eigenschaften wach gerufen, welche durch eine verkehrte Erziehung in der Tiefe ihres Herzens verborgen gelegen.

Und jetzt lebe wohl, mein werther Leser; mögest Du nicht zu streng die Irrthümer und Fehler beurtheilen, welche den Menschen ankleben; — wir sind Alle mehr oder weniger damit behaftet.

Die Heimath im Gebirge.

Irgendwo an der Grenze von Schweden und Norwegen liegt, gleichviel wo, die Fabrik Fjellbro. Es ist an irgend einem beliebigen Flusse belegen, welcher vom Berge herabstürzte. Am Rande dieser Quelle der Emsigkeit waren Hammerschmieden, Hochöfen, Schmieden u. s. w. aufgeführt. Die wolkenhohen Berge erhoben sich wie riesenhafte Wächter rings um die kleine Fabrikkolonie.

Fjelbro gehörte zur Zeit unserer Erzählung Baron Hjelmklinga, einem freigebigen und üppigen Edelmann, dessen bester Reichthum in einer milden, verständigen und liebenswürdigen Frau bestand. Der Sohn Gerhard war das einzige Kind der beiden Gatten.

An einem Frühlingsabend (in welchem Jahre, gehört nicht hierher) kehrte die Freiherrin mit ihrem kleinen Sohne von einer Promenade zurück, als sie in der Fabrikstraße von einem Weib aus Dalekarlien, welches auf dem Rücken einen Sack trug und von einem Mädchen von fünf oder sechs Jahren begleitet wurde.

„Kaufen Sie mir einige Häringe ab," bat die Bäuerin, „und geben Sie mir und dem Kinde ein wenig zu essen. Wir sind weit, sehr weit gegangen."

Die Angeredete drehte den Kopf um und betrachtete die Dalekarlierin. Etwas im Tone ihrer Stimme deutete mehr als die Worte an, daß sie Hülfe bedürftig sei. Die Freiherrin blieb beim Anblick des Gesichts, das sie vor sich sah, überrascht stehen. Es war ganz jung und besaß eine merkwürdige Regelmäßigkeit, obgleich es das Gepräge der Müdigkeit und des Schmerzes an sich trug.

„Du bist einen weiten Weg gewandert, armes Kind," sagte die Freiherrin; „Du siehst müde aus."

„Oh ja, freilich bin ich immer müde," antwortete die Bäuerin mit einem traurigen Lächeln, „aber noch habe ich wieder viel zu wandern; doch wird es schon gehen, wenn Du nur mich und das Mädchen ausruhen lassen und ein wenig zu essen geben willst. Mit Gottes Hülfe werden wir dann schon dahin kommen, wohin wir sollen."

„Begleite mich, so werdet Du und das Kind erhalten, was Ihr nöthig habt."

Die Freiherrin setzte ihren Weg nach dem großen und stattlichen Herrenhause fort.

„Wohin willst Du?" fragte sie die Bäuerin, welche ihr mit müden Schritten folgte.

„Nach Norwegen," lautete die Antwort.

„Was willst Du dort thun?"

„Ach, ich will meines Herzens Geliebten, den Vater des Kindes, ausfindig machen."

„Du bist also nicht verheirathet?"

„Nein."

Das Gesicht der Dalekarlierin bedeckte sich mit einer dunkeln Röthe. Die Freiherrin setzte schweigend den Weg fort. Nach einer Pause fuhr die Bäuerin fort:

„Du darfst nichts Böses von mir denken. Ich bin genug gestraft worden, da sowohl Vater wie Mutter mich verstoßen haben. Sie sind alle beide todt. Ich konnte nichts dafür, daß Jesper mir so lieb war, daß ich Gott und Menschen vergaß. Jetzt glaube ich bestimmt, daß er, wenn ich ihn nur wieder finden könnte, seine arme Greta zur Frau nehmen und ein guter Vater für Karin werden würde."

„Hat er Dich verlassen?" fragte die Freiherrin mit Theilnahme.

„Oh nein. Er war ein Norweger und Matros auf einem norwegischen Fahrzeug, welches in Gefle lag. Ich arbeitete zu jener Zeit dort. Den Herbst mußte er fortsegeln. Seit der Zeit sind fünf Jahre vergangen. Ich bin herumgewandert und habe ihn sowohl in Schweden wie in Norwegen gesucht; aber ohne zu finden, was ich suchte."

Sie waren jetzt auf dem freien Platze angelangt, welcher zwischen den anderen Gebäuden und dem Herrschaftshause lag. Von der entgegengesetzten Seite, von welcher sie kamen, erschien ein Wanderer mit einem Ranzen. Er stützte sich auf einen Stock. Als er die sich Nahenden erblickte, blieb er stehen und betrachtete sie. In demselben Augenblick blickte Greta ihn an.

„Jesper!" rief sie.

„Greta!" antwortete der Wanderer und eilte ihr entgegen.

Jesper war auf der Rückkehr von einer Wanderung nach Dalekarlien, welche er unternommen hatte, um Greta aufzusuchen. Nach der Trennung von ihr in Gefle hatte er Schiffbruch gelitten und harte Schicksale gehabt. Diese hatten ihn mehrere Jahre fern von dem Vaterlande gehalten. So bald er dahin zurückkehren konnte, begab er sich auf eine Entdeckungsreise nach Greta und war fest entschlossen, die See zu verlassen und, sobald er sein Mädchen wieder gefunden, sich auf dem Lande Arbeit zu suchen und sich dort ein kleines Haus zu bauen.

Jesper war ein Müllersohn und wollte sich jetzt dem Berufe des Vaters widmen.

Die Freiherrin Hjelmklinga, welche in Allem ein gutes Weib war, sorgte dafür, daß Jesper Gehülfe bei dem alten Fabrikmüller wurde.

Nachdem Greta und ihr Jesper vom Pfarrer zu einem Ehepaar vereinigt worden waren, fanden und erhielten sie zwischen den Bergen in der Nähe von der Mühle eine Heimstätte. Der junge Norweger und seine schwedische Gattin wurden die besonderen Günstlinge der Beschützerin.

Ein paar Jahre vergingen rasch. Die kleine

Karin wuchs in der einfachen und friedlichen Heimath heran und war ein blühendes und hübsches Kind. Die Freiherrin wollte Karin zu sich nehmen und sie erziehen; aber dann verneigte Greta sich und antwortete:

„In der Fabrik würde Karin sich an Eitelkeit und dergleichen gewöhnen, sie soll arbeiten und beten lernen."

Gerhard, welcher ganze vier Jahre älter als Karin war, hatte vom ersten Augenblick große Sympathie für das kleine Mädchen gefaßt. Jeden Abend, wenn der kleine Baron vom Lehrer fortkommen konnte, machte er sich auf nach den Bergen, und fort ging es an der Hammerschmiede — an dem Hochofen vorbei nach dem kleinen Hause des Müllers. Karin pflegte dann sich mit ihm am Rande des Wasserfalls zu setzen, die herunterstürzenden Wassermassen zu betrachten und von der Wassernixe zu sprechen u. s. w. Karin hatte wunderliche Geschichten zu erzählen, theils solche, die der Vater aus seinem Seemannsleben mitgetheilt, theils solche, die sie selbst erfunden. Den ersteren lauschte Gerhard mit blitzenden Augen und glühenden Wangen. Wenn sie schloß, pflegte er immer zu sagen:

„Ja, siehst Du, Karin, wenn ich groß werde, dann will ich auch zur See und in der Welt herum reisen!"

„Fort von der Heimath zwischen den Bergen?" fragte Karin und sah ihn verwundert an.

„Ja; aber ich werde wieder kommen," und er streichelte freundlich seine kleine Gespielin, „und dann wirst Du meine kleine Frau werden."

Vier Jahre schwanden dahin.

Greta erzog ihre Tochter zu einem frommen Kinde, welches fleißig seinen Katechismus las; die Natur hatte an die Tochter der Dalekarlierin und des norwegischen Matrosen recht viele Schätze verschwendet. Sie war hübsch wie der lachende Frühling, munter wie der Wind und träumerisch wie die Nacht. Es dauerte nicht lange, bevor der Katechismus und die Bibelgeschichte nicht mehr ihre nach Wissen dürstende Seele befriedigte, und bald war der muntere und flüchtige Gerhard in Karin's Lehrmeister verwandelt. Abends sah Mutter Greta sie am Wasserfall oder auch weiter oben in den Bergen über ein Buch gebückt sitzen; und sie wunderte sich sehr darüber, wie sie Geduld haben könnten, sich dort mit Lesen zu beschäftigen. Statt in der Nachbarschaft herumzustreifen, oder auf Karins Märchen zu horchen, hatte Gerhard sich den ganzen letzten Sommer damit beschäftigt, sie das zu lehren, was er selbst konnte. Auf den Knieen vor einem Stein liegend zeichnete Karin ihre ersten Buchstaben, nachdem Gerhard ihr dieselben vorgeschrieben hatte, und wenn er sie lobte, klatschte sie in die Hände und lachte mit der ganzen Freude eines fröhlichen und glücklichen Kindes.

Eines Abends kam Gerhard in ganz verdrießlicher Stimmung hinauf nach der Heimstätte zwischen den Bergen. Karin saß auf dem gewöhnlichen Platze, eine kurze Strecke von dem Wohnhause. Sie war jetzt elf, er fünfzehn Jahre alt.

„Guten Abend, Karin,“ sagte Gerhard und warf sich neben ihr nieder.

„Guten Abend," erwiederte das kleine Mädchen und blickte zu ihm auf. „Herr Jesus, wie Du aussiehst, Gerhard, hast Du Schelte bekommen?"

„Nein, meine Liebe; es ist etwas Schlimmeres."

Gerhard legte seinen Kopf auf Karin's Kniee.

„Hu, Du erschreckst mich recht! Du hast doch nichts gesehen?"

Karin blickte schon nach den Bergen hinauf.

„Etwas noch Schlimmeres!"

„Dann bist Du zusammengetroffen mit ....,"

Karin schauderte zusammen.

„Auch das nicht."

Gerhard ergriff Karin's kleine Hände und legte sie vor seine Augen, indem er in einem kläglichen Tone hinzufügte:

„Man will mich nach Carlberg schicken."

„Carlberg, was ist das?"

„Liebe, das ist ein Ort, wo man liest und Prügel bekommt."

Karin hielt sich nur daran, daß man lese, und meinte deßhalb, daß Gerhard froh sein müsse; als er aber heftig rief:

„Karin, ich werde weit von der Heimath, von Dir und von meinen lieben Bergen wegkommen!" da wurde auch Karin traurig.

An jenem Abend war von keinem L.sen die Rede, sondern die zwei Kinder saßen, die Köpfe an einander gelehnt und die Arme umeinander geschlungen. Das war die erste traurige Stunde, die sie erlebten. Man sagt, daß das Trauern der Kinder flüchtig sei. Möglich; aber dasselbe ist deshalb nicht weniger bitter.

Ende August sollte Gerhard mit seinem Vater nach der Hauptstadt reisen. Am Abend vor der Abreise wanderte Gerhard mit schweren Schritten und betrübtem Herzen hinauf zur Heimstätte in den Bergen. Am Rande des Wasserfalles saß Karin und blickte wehmüthig hinab in die Tiefe.

„Morgen reise ich, Karinchen," sagte Gerhard.

Karin antwortete nicht, sie weinte nur.

„Weine nicht," bat Gerhard. „Ich komme Weihnachten wieder nach Hause, und dann werde ich viele schöne Bücher für Dich mit haben. Wenn ich nachher Offizier werde, dann komme ich und hole meine kleine Braut von den Bergen."

„Aber was soll ich thun, während Du fort bist? Ich werde am Ende sterben," schluchzte Karin.

„Nein, Du wirst in allen diesen Büchern lesen. Siehe hier, Karin!"

Gerhard hatte mehrere Bücher mitgebracht. Die Thränen wurden getrocknet und während einigen Minuten wurde der Kummer über den Büchern vergessen; bald aber dachte man wieder an die Trennung.

„Gerhard, es könnte sich wohl ereignen, daß Du nicht wieder nach Hause kämest, und siehe, wie würde es dann mit Karin werden? Ich würde nachher nie mehr hübsche Lieder von der Nixe zu hören bekommen."

„Karinchen, ich werde wieder kommen und Deinem Gesange lauschen, und wirst mich treulich erwarten; denn, siehst Du, Karin, Du bist und bleibst doch immer meine einzige Karin und wirst nie einen Anderen lieb haben. Ist es nicht so?"

„Nein, niemals!“

„Ist das ganz gewiß?“

Karin blickte auf in das frische Gesicht ihres Spielkameraden.

„Es ist gewiß, ganz gewiß,“ versicherte Gerhard.

Weihnachten kam heran, aber nicht Gerhard, sondern der Tod kam zum Besuch bei Hjelmklingas. Der finstere Gast entführte den guten Engel der Fabrik, die allgemein geliebte Freiherrin.

Die Trauer des Barons war heftig und gewaltig. Er vermochte nicht an einem Orte zu bleiben, wo ihn ein solcher Verlust getroffen, sondern reiste nach der Hauptstadt, um Linderung in seiner Verzweiflung zu suchen.

Vergebens hoffte und wartete die kleine Karin, daß Gerhard wiederkommen würde, wenn die Bäume zu knospen begannen. Aber kein Gerhard erschien. Der Herrenhof stand öde und verlassen. Ein Jahr verging; dann kam die Nachricht, daß man den Baron mit seiner neuen Freiherrin nach Fjellbro erwartete. Der betrübte Ehemann hatte sich getröstet.

Karin dachte:

„Jetzt kommt Gerhard und dann soll er erfahren, wie fleißig ich gelesen.“

In die von Sehnsucht verdüsterte Seele des Kindes warf die Hoffnung ihre heiteren Strahlen; aber

auch in jenen Jahren kann unsere Einbildung zum Besten gehalten werden. Der Frühling kam mit dem Baron und seiner jungen Gattin; aber kein Gerhard.

Wieder legte sich ein Schatten über Karin's kindliches Gesicht. An den Sommerabenden saß sie am Rande des Wasserfalles mit einem Buch in der Hand und träumte, oder blickte hinab in die Tiefe, während sie ganz leise Worte sang, die Niemand vorher gehört. So verging ein Jahr.

Karin hatte kein Wort von Gerhard gehört. Auf Fjellbro selbst wurde sein Name höchst selten genannt. Die Freiherrin liebte ihren Stiefsohn nicht. Sie hatte es zur Bedingung gemacht, daß der Junge auswärts erzogen würde; eine Bedingung, auf welche der Baron einging, um die Hand der reichen Wittwe zu erhalten.

Die Freiherrin hatte aus ihrer ersten Ehe eine Tochter, Fräulein Adèle, welche ihr Abgott war. Damit Adèle im Herzen des Stiefvaters keinen Rival bekäme, wurde Gerhard fern gehalten.

Im dritten Frühling, nachdem Gerhard Fjellbro verlassen, verbreitete sich die Nachricht, daß der Kronprinz und die Kronprinzessin auf einer Reise nach Norwegen Fjellbro passiren würden.

Die Namen Oskar und Josephina waren den Herzen des schwedischen Volkes zu theuer, daß sie nicht beim Klange derselben vor Freude klopfen sollten. Die ganze Bevölkerung auf und um Fjellbro herum rüstete sich, das hübsche fürstliche Paar auf seiner Reise nach dem Bruderreiche zu begrüßen.

Die Freiherrin machte große Vorbereitungen. In

Blumen gekleidete Ehrenpforten sollten aufgeführt, Gesänge eingeübt und die hübschesten Mädchen der Gegend, weiß gekleidet, den Weg des fürstlichen Paares mit Blumen bestreuen, während Andere die Lieder sangen. Reden sollten gehalten werden &c.

Auch in Jespers Hause rüstete man sich, um Oskar und Josephina zu Gesicht zu bekommen; und das, obgleich die Freiherrin Karin es nicht erlaubt hatte, unter den Mädchen zu sein, welche, von Adèle angeführt, Blumen streuen sollten. Die Freiherrin konnte Jespers hübsche Tochter nicht leiden, weil sie eine Schönheit besaß, die Adèlen fehlte.

„Willst Du die Königlichen sehen?" fragte Jesper Karin ein paar Tage vorher und streichelte ihren Kopf.

„Ja, ja, mein Vater," antwortete sie und lächelte. „Ich habe ein Lied auf sie gemacht," fügte sie hinzu.

„Laß mich es hören," rief der Vater.

„Oh nein, Du Lieber, es paßt nicht für Dich."

Karin sah ganz geheimnißvoll aus. „Uebrigens mußt Du wissen, Vater, daß es noch in meinem Kopfe ist. Ich kann es nicht singen, bevor der Prinz und die Prinzessin kommen."

Jesper lachte und meinte, es würde wohl nichts aus dem Gesang werden.

An demselben Tage, an welchem die Königlichen kommen sollten, klagte Greta über Kopfweh. Sie war nicht im Stande, nach der Fabrik zu gehen, sondern mußte zu Hause bleiben und zur Ruhe gehen. Sie hätte wohl „Etwas erwischt," sagte sie, und darum sei es am besten, daß sie zu Hause bliebe.

Karin hatte ein großes und schönes Bouquet von wilden Blumen gebunden, welches sie in den königlichen Wagen werfen sollte; so hatte der Vater es gesagt. Jesper wollte es so einrichten, daß das Mädchen sie ganz in der Nähe zu sehen bekäme.

Der hochgewachsene Norweger nahm die Tochter, welche ungewöhnlich klein, fein und schmächtig war, ganz wie ein vornehmes Kind auf den Arm und drängte sich bis zu der Stelle vor, wo die eingeübten Sängerinnen ihren Platz hatten. Dort wollte er die Ankunft des Prinzen abwarten.

Die Freiherrin, welche ihn von ihrem Fenster erblickte, schickte hinunter und ließ ihm sagen, daß sie es nicht haben wollte, daß er dort mit dem Kinde über den Anderen emporgehoben stände, sondern weiter aus dem Wege zurückginge; aber Jesper antwortete:

„Ich bin hier, um den uns Allen so theuren Kronprinz zu sehen, und vor ihm sind wir ja nur Unterthanen: darum bleibe ich, wo ich bin.

Die Freiherrin konnte ihrem Zorn nicht Luft machen; denn jetzt kam ein reitender Bote und meldete, daß die Königlichen im Anzuge wären.

Als sie auf dem freien Platze vor den Fabrikgebäuden angekommen waren, hielt der Wagen an und die Sängerschaar stimmte ihren Gesang an. Jesper stand ganz nahe und Karin blickte mit Bewunderung auf das schöne Paar im Wagen.

Während die Kronprinzessin den Gesang anhörte, waren ihre Augen auf den Norweger und das Mädchen gefallen. Es schien, als fände sie das Kind un=

gewöhnlich hübsch. Als der Gesang verstummte, ertönte eine klare Kinderstimme und sang einige einfache kindlich poetische hübsche Worte nach einer norwegischen Melodie.

Die königlichen Gatten blickten das Mädchen an und lächelten ihm freundlich zu. Als dessen Lied zu Ende war, beugte Karin sich vor, um das Bouquet in den Wagen zu werfen, aber die Kronprinzessin streckte die Hand aus, nahm jenes von ihr und sagte:

„Wie ist Dein Name, mein hübsches Kind?"

„Karin Jesperstochter," antwortete das Mädchen und erröthete vor Freude.

„Ich danke Dir für Deinen Gesang und für Deine Blumen," fügte die Prinzessin hinzu und nickte.

Fräulein Adèle und ihr Gefolge streuten jetzt Blumen vor dem Kronprinzen und der Kronprinzessin, als sie an der Herrschaftswohnung ausstiegen, um auszuruhen und Erfrischungen einzunehmen.

Jesper stand, wie alle Andern, noch draußen vor dem Hause, in der Hoffnung, noch einmal die Königlichen und ihre Bedienung zu sehen.

Ein goldbetreßter Herr näherte sich dem Müller. Er kam mit dem Befehl von der Kronprinzessin, daß Karin sich bei der Fürstin einfinden sollte. Der Kammerherr nahm sie bei der Hand und bald stand die kleine Tochter aus der Heimstätte zwischen den Bergen vor Schwedens künftiger Königin.

Die Fürstin richtete einige Fragen an sie, welche sie ganz naiv beantwortete; und auf diese Weise erfuhren die Prinzessin und alle Anwesenden, daß die Worte in Karin's Lied von ihr selber seien. Die

Prinzessin beschenkte sie freigebig, gab ihr nebenbei einen Schmuck und versprach Karin, bei der Rückkehr von Norwegen ihrer zu gedenken.

Stolz wie eine Königin kehrte das Mädchen zum Vater zurück, welcher in seiner Herzensfreude über die Gnade, die ihr widerfahren, sie beinahe todtgedrückt hätte.

Fröhlich und ohne irgend einen traurigen Gedanken kehrten Jesper und Karin nach Hause zurück; dort aber begegnete ihnen lauter Trauer. Mit Greta war es schlechter geworden und sie war wirklich krank. Einige Tage darauf stand Jesper an ihrer Todtenbahre.

Während Greta im Begriff war, ihren letzten Seufzer zu thun, trat der Inspektor der Fabrik in die Stube und theilte Jesper mit, daß ihm seine Stelle gekündigt sei, und daß er den Herbst auszuziehen habe. Die Freiherrin wollte einen solchen ungehorsamen Unterthan nicht haben ꝛc. Die eigentliche Ursache war aber, daß Karin die Aufmerksamkeit der Königlichen auf sich gezogen hatte; Etwas, das Adèle nicht gethan.

Fünf Wochen darauf folgte der starke und kraftvolle Jesper seiner treuen Greta in's Grab. Karin war vater- und mutterlos.

Der Pfarrer der Gemeinde, ein wirklicher Ehrenmann, nahm sich des Mädchens und des wenigen

Vermögens an, das die Eltern hinterlassen hatten. Er wollte, daß Karin in den Pfarrhof ziehen sollte; aber das Kind weigerte sich auf's Bestimmteste, die elterliche Stube zu verlassen.

Ein paar Tage nach dem Begräbniß fand der Pastor, als er in die Heimstätte zwischen den Bergen eintrat, dieselbe leer. Karin war verschwunden. Man wußte nicht, wohin sie ihre Schritte gelenkt. Die Leute behaupteten, daß sie sie in Gesellschaft eines älteren Mannes nach dem Wasserfall hatten wandern und dann verschwinden gesehen. Der Mann war gewiß der Wasserkobold. Ja, man ging so weit, daß man erzählte, man höre Karin Nachts, Lieder aus der Tiefe des Wasserfalles singen.

Zehn Jahre waren dahingeschwunden und noch stand Jesper's Haus leer, der Baron hatte Niemanden bekommen können, der es bewohnen wollte.

Man hörte weder von Karin noch Gerhard Etwas. Letzterer war Seeoffizier geworden und in englische Dienste gegangen. Wohin Jespers Mädchen ihren Weg genommen, wußte man nicht.

An einem schönen Frühlingstag bekam der Baron Besuch von einem Reisenden, welcher Jespers kleine Hütte mit dazu gehörigem Stückchen Land zu kaufen wünschte. Der Baron, der sich in Geldnoth befand, — weil er, wie ein echter Edelmann, das, was er

mit seiner Frau bekommen, vergeudet hatte, — verkaufte, ohne Schwierigkeiten zu machen, das kleine Anwesen.

Im Jahre darauf wurde die Hütte niedergerissen und an derselben Stelle eine hübsche Sommerwohnung aufgeführt. In der Bergkluft, wo Karin und Gerhard ihre Lectionen gehabt, erhob sich ein Tempel. Als Alles fertig und geordnet war, zog ein Mann von mittleren Jahren mit seiner jungen schönen Frau ein.

Der Eigenthümer des Neubaus war Capitän Strömfeldt mit seiner Frau. Das Leben erschien den beiden Gatten glücklich und sonnig. Freilich lag Etwas im Gesicht des jungen Weibes, das von Schwermuth sprach, aber es war mehr ein träumerisches als ein trauriger Zug.

Das Gerücht behauptete, daß Frau Strömfeldt Dichterin sei, und daß sie in dieser Eigenschaft unter verschiedenen angenommenen Namen auftrete; ferner, daß die Kronprinzessin für ihre Erziehung gesorgt und daß Capitän Strömfeldt, welcher irgend eine Anstellung bei Hofe gehabt, sich in sie verliebt habe; daß die Kronprinzessin ihrem Schützling eine hübsche Mitgift geschenkt &c.

Ob das Gerücht wahr oder nicht berichtete, wissen wir nicht, aber das wissen wir gewiß, daß Frau Strömfeldts unwiderstehliche Sehnsucht nach den Bergen an der norwegischen Grenze ihren Mann bewogen hatte, das frühere Haus von Jesper zu kaufen. Wir wissen ferner, daß die junge Frau Abends am Wasserfalle zu sitzen und, ganz wie ehemals die kleine

Karin es that, träumend in denselben hineinzublicken pflegte. Man sagte auch, daß die bleiche und hübsche Frau des Capitäns an einer zehrenden Krankheit litt, welche sie ganz gewiß in ein zu frühes Grab bringen würde.

Der Capitän war kaum in die Heimstätte zwischen den Bergen eingezogen, als Baron Hjelmklinga starb, und zwar, wie man behauptete, aus Gram über seine Verhältnisse, welche so übel bestellt waren, daß die Creditoren gleich nach seinem Tode auf das Eigenthum Beschlag legten.

Während der letzten Zeit waren keine Nachrichten über Gerhard eingelaufen. Man wußte nur, daß er vor sechs Jahren nach England abgesegelt sei.

Genug, es brach Concurs aus und Fjellbro wurde verkauft.

Im Frühling darauf finden wir Frau Strömfeldt an einem schönen Maiabend am Wasserfalle sitzend, den Blick auf das schäumende und brausende Wasser gerichtet. Alles war so friedlich und ruhig ringsum; der einzige Laut, den man hörte, waren das Brausen des Wassers und die einförmigen Schläge von der Hammerschmiede. In einem Baume, welcher am Rande des Schlundes stand, sang ein einsamer Vogel. Es war eine Stunde zum Schwärmen.

Das junge Weib schien auch in ihre innere Welt versunken zu sein. Sie vergaß gänzlich die Außenwelt und merkte nicht, daß ein Mann den Berg hinaufgeklettert kam und sich der Stelle näherte, wo sie saß.

Als er bei ihr angekommen war, blieb er einige

Augenblicke stehen und betrachtete die hübsche Träumerin. Endlich flüsterte er in aufgeregtem Tone:

„Karin! geliebte, liebe Karin!"

Sie schauderte leicht zusammen und sprang dann auf. Vor ihr stand ein Mann von kraftvollem Aussehen. Einige Sekunden blieb er unbeweglich; dann reichte sie ihm ihre beiden Hände und rief:

„Gerhard!"

„Ja, Gerhard, welcher im Frühling wiederzukommen versprach . . . jetzt ist es Frühling . . . . Dein Gerhard, welcher über Land und Meer das Bild seiner kleinen Karin mit sich getragen und nie mehr von ihrer Seite weichen wird. Ich bin jetzt Herr von Fjellbro, und das soll fortan Deine Heimath sein, Du meine schöne Jungfrau aus den Bergen!"

Er bedeckte Karins Hände mit Küssen. In den Augen des starken Mannes schimmerte eine Thräne. Karin lächelte ihm entgegen, wie sie es in den Kinderjahren gethan.

„Ich hatte es aufgegeben, Dich zu erwarten," flüsterte sie. „Es ist lange her, daß ich zu hoffen aufhörte. Jetzt wartete ich nur noch darauf, daß Du kommen würdest und meinen Geist holen."

Sie setzte sich, zog ihn zu sich nieder und sagte:

„Komm, setze Dich an meine Seite, ich werde Dir meinen Lebenslauf erzählen."

Gerhard horchte und lauschte, während er ihre Hände in den seinigen hielt, den geflüsterten Worten, welche die Vernichtung seiner Träume enthielten.

Als Karin schloß, blieb er unbeweglich sitzen und starrte in den Wasserfall hinab.

„Meine Braut die Gattin eines Andern," murmelte er.

Ein Seufzer voll Schmerz bewegte seine Brust.

„O Karin! Wußtest Du denn nicht, daß die Liebe des Knaben für das Herz des Mannes Alles war? Für sie und Dich lebte ich. Jetzt hast Du mich um alle Lebensfreude gebracht. Lebe wohl! Wir sehen einander niemals wieder."

Gerhard eilte fort.

Als der Kapitän Abends nach Hause kam, fand er Karin bleich und unbeweglich am Wasserfalle sitzend. Als er sie anredete, blickte sie zu ihm auf und flüsterte mit fast lautloser Stimme:

„Gerhard ist wieder gekommen; meine Lebenslampe wird jetzt erlöschen. Karin kann nicht mit dem Bewußtsein leben, ihre Treue gegen ihn gebrochen zu haben."

„Ich weiß es," antwortete der Kapitän traurig und legte seinen Arm um den Leib seiner Frau.

Am Tage darauf war Fjellbro verlassen. Gerhard war wieder in's Ausland gereist.

Drei Jahre waren verflossen, als der junge Baron Hjelmklinga eine schöne Gattin von England heimbrachte. Am Abend desselben Tages, an welchem er ankam, wanderte er hinauf nach den Bergen. Auf dem Platze, wo Karin zu sitzen pflegte, war ein einfaches Kreuz errichtet. Gerhard blieb stehen. Ein peinliches Gefühl bemächtigte sich seines Herzens. Er beugte sich herab. Auf dem Kreuze stand nur der Name Karin. Unter demselben las man:

„Ich komme wieder mit dem Frühling."

„Also todt!" murmelte Gerhard.

„Ja, todt," wiederholte eine ernste Stimme hinter ihm. Es war Karins hinterlassener Gatte.

„Sie starb mit Ihrem Namen auf ihren Lippen. Ihr Herz brach, als sie Sie wieder fand und wieder verlor. Ihr Staub ruht dort, wo ihre Kindheit aufblühte, in der Heimstätte zwischen den Bergen."

Elisabeth.

„— — — — Du warst es, der mich lehrte, an Liebe und an Dich zu glauben."

Octavia Carlén.

Im Frühling des Jahres 1846 war Paris wie gewöhnlich voll von Fremden aus allen Theilen der Erde; besonders war eine Anzahl Engländer nach la belle France hinuntergekommen, um ihr von Roastbeef, Plumpudding, Porter und Steinkohlenrauch verdicktes Blut aufzufrischen.

Unter denen, welche die Hotels in Paris bevölkerten, befanden sich auch Lord Clairbourg mit seiner einzigen Tochter.

Lady Elisabeth Canning war zwanzig Jahre alt, und seit zwei Jahren Wittwe nach Lord Canning. Ob sie ihren verstorbenen Mann geliebt, oder nicht, davon meldet die Geschichte nichts; was wir aber wissen, ist, daß sie sich gegenwärtig vollkommen über seinen Verlust getröstet.

Elisabeth war eine große und stattliche Dame mit einer junonischen Figur, nebst jener classischen

Vollendung des Wuchses und Reinheit der Formen, der Gesichtszüge und der Haut, welche den angelsächsischen Frauen so eigen ist.

Lady Elisabeth galt für eine Schönheit, und war es auch durch ihre regelmäßigen Züge, ihre blendende Haut und ihre üppigen hellbraunen Haare; aber ihrem Gesicht fehlte es an aller Lebhaftigkeit. Sie war ein schönes aus Fleisch und Blut geformtes Bild. Die einzige Spur von einer Seele, die bei ihr existirte, war ein Zug unerschütterlichen Stolzes. Dieser Ausdruck entstellte ihr sonst hübsches Gesicht.

Elisabeth war ein durch Reichthum, Rang und Glück verzärteltes Wesen. Als Kind gewohnt, alle ihre Wünsche und unsinnigsten Launen erfüllt zu sehen, kannte sie keinen anderen Willen, als den ihrigen: als junges Mädchen sah sie die hochgeborensten und angesehensten Männer zu ihren Füßen. Sie war ja die einzige Tochter des Lord Clairbourg, Erbin eines fürstlichen Vermögens und ihres Vaters Abgott und Stolz. In ihrem vierzehnten Jahre mit einem bildschönen und charakterschwachen Manne verheirathet, welcher seine hübsche, kalte und stolze Gattin anbetete, war sie in ihrem Hause die allmächtige Herrscherin gewesen, und hatte während ihrer kurzen Ehe von ihrem Manne nie etwas Anderes gehört, als daß sie das schönste und vollkommenste Weib auf der Erde sei. Es war deßhalb weniger zu verwundern, wenn Elisabeth endlich selbst glaubte, sie sei etwas weit besseres, als Andere. Ihr Vater hatte ja, so weit sie sich zurückerinnern konnte, ihr immer wiederholt:

„Du bist gleich adelig der Seele wie dem Körper

nach; Du bist mit Geist wie mit Geld gleich reich begabt; Du bist ebenso hübsch, wie Dein Stammbaum alt und unbefleckt ist. Nur ein Pair von England, der ebenso hochgeborne und verehrungswürdige Ahnen hat, wie Du, kann auf Deine Hand Anspruch machen, welche zu besitzen ein Fürst sich stolz fühlen würde."

Elisabeths von Natur stolzes Gemüth hatte eine solche Nahrung erhalten, daß sie schon wegen ihrer Herkunft, ihrer Bildung, ihres Geistes und ihrer Schönheit sich für etwas so Ungewöhnliches hielt, daß die Erde dankbar dafür sein mußte, daß sie ihren Fuß darauf setzte. Jeder Bürgerliche wurde von ihr als ein so niedriges Wesen betrachtet, daß sie sich die Möglichkeit nicht denken konnte, daß ein Solcher es wagen konnte, seinen Blick zu ihr zu erheben. — Weder Geist, noch Kenntnisse, noch andere ausgezeichnete Eigenschaften könnten eine geringe Herkunft verdecken.

Elisabeth hatte London satt bekommen und beschloß, nach einem einjährigen Wittwenstand eine Reise nach Italien zu unternehmen und dort unter dem Himmel die Zeit damit wegzuträumen, daß sie sich selbst bewundern und von Anderen beneiden ließ.

Lord Clairbourg mußte natürlich seine Tochter begleiten, so wenig geneigt er auch war, sein Haus in London zu verlassen. Elisabeth wollte reisen und Elisabeths Wille war für den Vater Gesetz; ergo mußte der edle Lord sich den Umständen fügen. Einer der Hauptzüge in Elisabeths Charakter war der, daß sie sich nicht die Möglichkeit denken konnte, von dem, was sie wünschte, abzustehen.

Nachdem sie sich ein Jahr in Florenz, Neapel und Rom aufgehalten, kamen sie im Frühling 1846 nach Paris.

Lady Elisabeth war mit gewesen im Wirbel der Vergnügungen und hatte daran mit derselben gleichgültigen Miene theilgenommen, mit welcher sie Alles that.

In den Pariser Salons wie in London kam man ihr mit Schmeicheleien und Huldigungen entgegen. Sie fing an das ewige Einerlei im höchsten Grade einförmig zu finden. Sie war nach dem Süden in der Hoffnung gereist, daß ihr etwas Ungewöhnliches, Außerordentliches passiren würde. Elisabeth hatte die Heimath des Beefsteaks mit dem Vorsatz verlassen, nicht eher dorthin zurückzukehren, bevor ihr ein ungewöhnliches Ereigniß aufgestoßen sei. Lady Elisabeth Canning wünschte ein Abenteuer, und da konnte es doch nicht fehlen, daß es sich einstellen würde; aber es sah wirklich aus, als wenn der Herr des Schicksals nicht mehr Rücksicht nehme auf die Wünsche einer Lady, als auf diejenigen eines gewöhnlichen Menschen; denn Elisabeth kam von Italien nach Frankreich, ohne daß ihr Etwas passirt war, das auch nur mit einem romantischen Abenteuer eine Aehnlichkeit hatte. Nein, alles war seinen geregelten Gang gegangen und Elisabeth kam in einer äußerst schlechten Laune an. Sie war es müde, zu bewundern und sich bewundern zu lassen, und aller Vergnügungen und der ganzen Menschheit überdrüssig, von welcher sie nur diejenigen kannte, welche vor ihrem Rang und ihrem Vermögen krochen.

„Mein Gott, Papa!" rief Elisabeth dem Lord Clairbourg entgegen, als er eines Morgens in den kleinen Salon der Tochter im Hotel Holland in der Rue de la paix eintrat, „was soll man thun, um die Zeit todtzuschlagen; Papa begreift doch, daß ich durchaus nicht die Absicht habe heute Abend den Ball beim Fürsten H— zu besuchen; ebensowenig will ich eine Promenade im Boulogner Walde machen. Ich bin des ewigen Einerlei satt, und ich habe sehr darüber nachgedacht, ob wir eine Reise nach Indien, China oder Algier unternehmen sollten; dort müßte man doch wohl auf einige Ereignisse rechnen können, die vom Alltäglichen abweichen."

„Elisabeth, Du kannst doch wohl im vollen Ernst so Etwas nicht im Sinne haben!" rief der Lord erschrocken.

„Europa zu verlassen; ja das ist mein Plan. Glaubt denn Papa daß es für irgend ein denkendes Wesen möglich ist, ein solches Leben wie das meinige auszuhalten?"

„Wie das Deinige? Ja, das glaube ich gewiß. Du thust ja Alles, was Dir gefällt, Du kannst . . ."

„Es nicht unterlassen, aus Langeweile zu sterben, darin hat Papa Recht. Vermag ich mit all meinem Golde mich von dieser Plage loszukaufen? Ich bin wirklich beklagenswerth."

„Du! Du, welche so beneidet wird?"

„Stille, Herr Papa, nur Dummköpfe beneiden mich. Jeder kann in meinem Gesichte lesen, daß Lady Elisabeth Canning bald jenem Plagegeist, der

sie verfolgt, unterliegen werde. Ach, warum hat das Schicksal mich nicht auf einen Thron gesetzt?"

„Elisabeth, Dein Blut ist ebenso adelig, wie irgend ein fürstliches," fiel der Lord stolz ein.

„Gerade dieses edle Blut macht, daß es mein Beruf ist, über ein ganzes Volk zu herrschen und in die Weltereignisse hineinzugreifen. Eine Clairbourg ist nicht dazu geboren, ihr Leben im Salon abzunützen."

Der Lord schwieg und dachte, daß er sowohl wie sein Vater, Großvater und Urgroßvater nie etwas Anderes gethan, als ihr Leben in dem Salon, in den Clubb ꝛc. zuzubringen, ohne je daran gedacht zu haben, in die Weltereignisse einzugreifen. Sie hatten ganz bequem auf dem Lager ihrer Vorväter geruht und waren stolz auf die Thaten derselben in der Ueberzeugung, daß diese ihnen das Recht gäben, ihre Zeit in nutzloser Unthätigkeit zu verschleudern. Sie trugen den Namen Clairbourg, der in der englischen Geschichte ein ausgezeichneter ist. Nun gut; dann war es ja auch erlaubt, ein rechter Taugenichts zu sein. Man hüllte sich in den Glanz der Thaten derjenigen, welche längst vermodert waren.

„Warum schweigt Papa?" fragte Elisabeth und heftete ihre kalten, hellblauen Augen auf den Vater.

„Ich denke nach, ob ich nicht Etwas ausfindig machen könnte, um Dich zu zerstreuen."

„Und was sollte das sein? die Opera, die italienische Opera, Theâtre français, Bälle, Soupers, Promenaden, Concerte ꝛc., das ist es, was Papa

versuchen wird. Ach! mein Gott, was doch Papa während der ganzen Reise einförmig gewesen ist."

„Sollten wir denn nicht Versailles besuchen?"

„Ich verabscheue den Ort, weil der Pöbel dort seine Missethaten gegen Frankreichs Edelleute begann."

Wie es nun auch mit dem Abscheu war, so beschloß doch Lady Elisabeth, Versailles zu besuchen. Man reiste ab mit dem Eisenbahnzug. Die edle Dame wurde von ihrem Vater und ein Paar Landsleuten begleitet, von welchen der Eine, Sir Edman Eldan zu denjenigen gehörte, welche mit hohem Range einen höchst aufgeklärten Charakter verbinden.

Man sprach auf der Fahrt von Versailles und von den Ereignissen, deren Zeugen seine Mauern gewesen; von der ersten französischen Revolution 2c. Als man dort angekommen war, besah man die endlosen Gallerien. Elisabeths Augen glitten an diesen Gemälden vorüber, welche der Stolz der Franzosen sind und für jeden andern Zuschauer eine so große Bedeutung haben, weil sie nicht allein Kunstwerke, sondern auch ein Blatt aus der Geschichte Frankreichs sind.

Elisabeth blieb bei einem Porträt von Marie Antoinette und ihrem Kinde stehen. Sie betrachtete das Bild der schönen Märtyrerkönigin mit einer für sie ungewöhnlichen Theilnahme. Es lag ein Etwas in diesen schönen, aber stolzen Zügen, das Elisabeth gefiel. Sie bemerkte nicht, daß ihre Begleiter in eine der angrenzenden Gallerien hineingingen, und daß sie allein vor dem Bilde der unglücklichen Fürstin stehen geblieben war.

„Ein hübscher Kopf," bemerkte eine schwache, wohlklingende Stimme neben ihr auf Französisch; schade, daß er als Sühnopfer für die Sünden der Vorfahren fallen mußte."

Elisabeth drehte hastig den Kopf um. An ihrer Seite stand ein ganz junger Mann von einem im höchsten Grade eigenthümlichen Aussehen. Die großen dunkeln Augen hatten einen geistreichen und angenehmen Ausdruck; das bleiche Gesicht mit der hohen, vollen Stirne hatte ein schwärmerisches Gepräge, welches in Verbindung mit den langen dunkellockigen Haaren ihm ein höchst romantisches Aussehen gab. Sein Anzug war zu gleicher Zeit sorgfältig und doch nachläßig und zeigte, daß er freilich seine Kleider liebte, aber all diese kleinliche Ziererei verachtete, welche der Stutzer an seine Kleider verwendet. Sein Aeußeres war das eines Gentleman.

Lady Elisabeth warf einen stolzen Blick auf denjenigen, welcher dreist genug gewesen war, sie anzureden. Sie entfernte sich, ohne zu antworten.

Eine Stunde darauf traten sie in den Theatersalon. Der Erste, dem ihre Augen begegneten, war der hübsche Fremde. Die Arme über die Brust gekreuzt, stand er da und betrachtete diesen Ort, gleichsam in alle die Erinnerungen versunken, welche derselbe hervorrief.

„Man kann sagen, daß von Versailles der erste Ruf ausging, welcher die Völker Europa's zur politischen Freiheit erweckte," sagte Sir Eldan.

„Ja, ein Feldgeschrei der Freiheit, welches durch

alle Zeiten bringt," antwortete der Fremde und grüßte Sir Eldan verbindlich.

Lady Elisabeth zuckte die Achseln mit einer kalten übermüthigen Miene und beschleunigte so viel als möglich die Abfahrt von Versailles. Sie war müde, sie war erschöpft von all diesen Gallerieen und wollte zurück nach Paris; denn sie war von der Zudringlichkeit jenes jungen Mannes im höchsten Grad belästigt. Er sprach ja ganz vertraulich mit Sir Eldan, während sie in einiger Entfernung hinter Elisabeth hergingen, welche auf den Arm ihres Vaters gestützt die Gallerieen verließ. Elisabeth fühlte sich übel gestimmt gegen Sir Eldan und recht aufgebracht gegen den Fremden; denn obgleich sie weder rechts noch links blickte, so konnte sie doch nicht hindern, daß ihre Ohren zu ihrem unbeschreiblichen Aerger das auffingen, was Eldan und der Fremde sprachen. Mit wirklicher Beredtsamkeit sprach letzterer von den segensreichen Folgen der letzten französischen Revolution.

Sir Eldan beging zwei schreckliche Fehler, erstens, daß er es wagte, sich mit Jemand anderem als mit Elisabeth zu unterhalten, und zweitens, daß er sich in ein Gespräch einließ, welches ihr mißfiel.

An den Gitterthoren sagte der Fremde Eldan Adieu. Als er an Lady Elisabeth und Lord Clairbourg vorbeipassirte, zog er artig den Hut herunter, eine Höflichkeit, welche der Lord mit einer kaum bemerkbaren Verbeugung des Kopfes erwiederte. Elisabeth that, als wenn sie es nicht bemerkte.

Als sie in einen der Wagen erster Classe stieg, fand Elisabeth ihn dort sitzend. Wenn es gegangen

wäre, so würde sie, sobald sie ihn erblickte, den Platz gewechselt haben; das wäre aber gar zu viel Gewicht auf eine fremde Person gelegt und darum nahm Elisabeth mit stolzer Miene ihren Platz ein, ohne auch nur eine einzige Minute ihre Augen auf dem Fremden ruhen zu lassen. Sir Eldan und er waren bald wieder in ein lebhaftes Gespräch begriffen. Elisabeth sprach mit ihrem Vater, mit Lord H — und that Alles, um sie nicht anzuhören. Ein Mann, welcher die französische Revolution vertheidigte und mit Entzücken von der amerikanischen Republik ꝛc. sprach, war natürlich eine Person, der sie gar keine Menschenwürde zuerkennen konnten. Es ging indessen Elisabeth, wie es oft geht, daß ihr, obgleich sie das, was man sprach, nicht hören wollte, kein Wort entging, und obgleich sie es unter ihrer Würde hielt, ihn anzublicken, so wußte sie doch, daß jene dunkeln Augen auf ihr ruhten.

„Was war der junge Mann, mit welchem Sie sprachen?“ fragte Lord Clairbourg Sir Eldan, als sie in Paris ankamen und der Fremde vom letzteren Abschied genommen hatte.

„Monsieur George, Künstler,“ war die Antwort.

Jetzt folgte eine Zeit, in welcher Elisabeth unaufhörlich mit George zusammentraf. Fuhr sie aus, so war sie sicher, ihm zu Pferde zu begegnen, indem er

an ihrem Wagen vorbei galoppirte. Seine dunkeln Augen waren mit einem eigenen neugierigen Ausdruck auf sie gerichtet. Besuchte Elisabeth das Theater, so fand sie ihn gewöhnlich in einer Loge ihr gegenüber, sie mit einer beharrlichen Hartnäckigkeit betrachtend. Besuchte sie einen Ball, oder eine Soirèe in den allervornehmsten Salons, so fand sie dort Herrn George. Es gab keinen noch so hochvornehmen Kreis, zu welchem der junge Künstler nicht Zutritt hatte. Wo Elisabeth auch mit ihm zusammentreffen mochte, folgten ihr seine Blicke, ohne daß er sich ihr zu nähern suchte. — Wenn Elisabeth einmal ihre großen blauen Augen mit einem stolzen Ausdruck auf ihn heftete, als ob sie ihn fragen wollte, wie er sich erkühnen könnte, sie so starr anzusehen, wandte er die seinigen durchaus nicht weg, sondern ließ sie fortwährend auf den schönen Zügen ruhen, als wenn er sich in ihren Charakter hätte hineinstudiren wollen. Anfangs fühlte Elisabeth sich aufgebracht über diese Unverschämtheit, aber trotz all dem Aerger, den sie empfand, so verließ sie doch nicht Paris, noch beklagte sie sich über Langeweile. Sie besuchte alle mögliche Vergnügungen. Es war, als hätten sie für sie einen Reiz bekommen, und doch schien sie nicht im Geringsten dabei belebt oder unterhalten zu werden. Der einzige Schimmer von Bewegung, den man in ihrem Gesichte spürte, war derjenige, welcher sich zeigte, wenn beim Eintreten in einen Salon ihre Augen denen George's begegneten; dann glühte die Purpurflamme des Zorns auf ihren Wangen. Wenn sie sich auf eine Promenade, in eine

Gesellschaft oder nach dem Theater begab, war ihr Gedanke immer: „Werde ich auch jetzt mit jenem unverschämten Menschen zusammentreffen. Und sie fuhr hin nach allen diesen Orten, um zu sehen, ob er es nicht endlich müde werden würde, sich ihr in den Weg zu stellen; aber nein, zwei Monate lang hatte Lady Elisabeth täglich und oft mehrmals täglich jenes geistreiche Gesicht gesehen. Die Folge davon war, daß die hübsche Engländerin die Züge desselben nicht aus ihrem Gedächtniß verdrängen konnte. Wenn sie Abends ihr Haupt zur Ruhe legte, stand das Bild des Fremden vor ihrer Seele; wenn sie Morgens sich wieder den Armen des Schlafes entwand, da war der Gedanke an ihn das Erste, das sie begrüßte. Sein Bild verfolgte sie unaufhörlich. Sie fühlte sich gereizt und doch wurde es nicht anders.

Eines Tages, als sie mehr als gewöhnlich darunter gelitten hatte, daß *sie*, Lady Elisabeth, es nicht vermochte, ihre Gedanken von einer Person loszureißen, welche sie als unter sich stehend betrachtete, erhielt sie einen Besuch von Sir Eldan.

„Können Sie mir sagen, wie es kommt, daß jener George überall und zu allen Gesellschaftskreisen Zutritt hat?“ fragte Elisabeth.

„Ganz einfach darum, weil er ein beliebter Künstler ist, der einen Ruf hat.“

„Aber er ist ja keine Person von Geburt.“

„Er ist ein Kind des Volks. Sein Vater war Kürschner und setzte bei der Julirevolution von 1830 sein Leben auf einer Barrikade zu.“

Lady Elisabeth roch an einer kleinen Flasche mit starker

Essenz gefüllt und ging sofort auf ein anderes Thema über.

Bei der Herzogin von Caintn fand ein glänzender Ball statt. Lady Elisabeth sollte hin. Ihr Anzug war äußerst prachtvoll. Die stolze Engländerin verwendete darauf viel Sorgfalt. Ueber ihrem Gesicht schwebte ein unruhiger Ausdruck, welcher zwischen Aerger und Schmerz wechselte und darum demselben mehr Leben als sonst verlieh.

„Werde ich ihn auch heute Abend sehen?" dachte sie, als sie in den Wagen stieg, der sie zur Herzogin führen sollte.

Sie drückte die Hand gegen die Brust und murmelte vor sich hin:

„Diese Plage muß ein Ende haben, schon heute Abend werde ich den erniedrigenden Zauber zerstören, welcher meine Gedanken an eine mir völlig unwürdige Person fesselte."

Die Salons der Herzogin waren, als Elisabeth ankam, mit Leuten gefüllt, aber sie sah keinen George.

„Oh, heute Abend werde ich also seines verdrießlichen Anblicks überhoben sein," dachte Elisabeth mit innerer Befriedigung, — wie sie selbst wähnte; zu ihrer großen Ueberraschung fühlte sie sich aber unzufrieden. Sie litt an der Langeweile und war ganz

schlechter Laune. Elisabeth tanzte nicht; sie war nicht dazu aufgelegt. Die Artigkeit der ihr aufwartenden Cavaliere wies sie mit Kälte und stolz zurück. Sie kamen ihr häßlich, dumm und langweilig vor. Um einige Augenblicke ungestört zu sein, zog sie sich in ein Kabinet zurück.

In einem Lehnstuhl zurückgelehnt schloß Elisabeth die Augen und suchte sich's zu erklären, woher dieses Gefühl der Unzufriedenheit, der Verdrießlichkeit und der Niedergeschlagenheit komme, welches sie jetzt beherrschte. Es war ihr noch nicht gelungen, über diesen Chaos, der ihre Seele erfüllte, in's Klare zu kommen, als der Schall von Tritten sie aufblicken machte.

An der Thüre stand George. Bei seinem Anblick flammte eine hohe Röthe auf ihren Wangen und sie erhob sich mit einer stolzen Bewegung.

George blieb unbeweglich auf der Thürschwelle stehen, während sein Blick an Elisabeths Gesicht fest hing. Sie näherte sich der Thüre, als wenn sie an ihm vorbeizueilen beabsichtigte. Er trat auf die Seite, um ihr den Weg frei zu lassen; aber Elisabeth blieb vor ihm stehen und sagte in stolzem Tone:

„Mein Herr, ich bin wirklich gezwungen, zu erklären, daß ich Ihre unverschämten Verfolgungen satt habe."

„Satt, Madame," wiederholte George lächelnd, „wie ist das möglich. Ich habe mich Ihnen nie genähert, und also kann mein Benehmen nie den Namen Verfolgung bekommen."

„Warum treten Sie mir fortwährend in den

Weg?" fragte Elisabeth und blickte den jungen Mann stolz an.

„Aus dem einfachen Grunde, weil ich als Künstler Ihr Gesicht studire. Ihre Züge sind der Form nach schön, obgleich es ihnen an allem Leben fehlt."

„Was, mein Herr, Sie wagen mir wirklich zu sagen, daß ....."

„Sie ein Modell sind, wornach ich meine Juno male; ja, Madame, so keck bin ich in der That."

Elisabeth that einen Schritt vorwärts, um das Kabinet zu verlassen, George vertrat ihr aber den Weg mit den Worten:

„Erlauben Sie, daß ich noch ein paar Worte hinzufüge, da Sie nun einmal das Schweigen, das ich beobachtet, gebrochen haben; Madame, Sie dürfen dem Umstande kein Gewicht beilegen, daß ich von einer Ecke eines Salons, von einer Loge des Theaters aus oder auf der Promenade Ihr Gesicht betrachte; denn Sie wissen ja, daß ich Sie nur mit den Augen des Künstlers ansehe. In meinem Wunsche, noch kurze Zeit Ihre Züge studiren zu dürfen, liegt nichts, was Sie beleidigen könnte. In meinen Augen sind Sie ein schönes Kunstwerk, und nichts Anderes. Sie gehören nicht zu denjenigen, welche Liebe erregen können. Man bewundert Sie, aber man liebt Sie nicht. Und jetzt, Madame, haben wir uns zum letzten Male in unserem Leben gesprochen. In einer oder zwei Wochen ist mein Junokopf fertig, und dann werde ich spurlos von Ihrem Wege verschwinden — der meinige geht dann nach Rom.

George verbeugte sich und verließ das Cabinet. Elisabeth warf sich, ein Opfer der heftigsten Aufregung, zurück in's Sopha. In ihren Ohren hallten die Worte wieder: ‚Sie gehören nicht zu Denjenigen, welche Liebe erregen.‘

Nachts schlief Elisabeth keine Sekunde. Schon ganz früh fuhr sie nach dem Boulogner Gehölz. Sie war bleich und sah leidend aus. George begegnete ihr ganz richtig auf der Promenade, obgleich sie dieselbe zu einer ungewöhnlichen Zeit unternommen.

Elisabeth brachte die folgende Woche in einem peinlichen Fieberzustande zu. Lord Clairbourg wurde wegen der schönen Tochter unruhig, welche krank aussah.

„In einer Woche wird er spurlos aus meinem Weg verschwinden,“ dachte Elisabeth jeden Abend, wenn sie von einer Gesellschaft oder vom Theater zurückkehrte, wo sie George gesehen.

Die stolze Elisabeth weinte jeden Tag, so lang er war. Sie hätte gewünscht, die Zeit festhalten zu können.

„Ich werde sterben, wenn ich nicht mehr durch den Anblick von ihm geplagt werde,“ flüsterte sie unter Thränen.

So vergingen acht Tage. Madame D—, eine von den modernsten Damen von Paris, gab eine

Soiree. Elisabeth sollte auf derselben erscheinen. Sie war überzeugt, daß sie dort George antreffen würde, weil er immer der Günstling von Madame D— war.

„Er wird kommen," dachte Elisabeth, und befestigte einen glänzenden Schmuck an ihrer Brust, „sofern er nicht seinen Junokopf vollendet hat."

Er war in der That bei Madame D—. Während einer Unterredung mit der einnehmenden Wirthin hörte Elisabeth ihn die Aeußerung machen:

„In einigen Tagen reise ich nach Rom; mein Junokopf ist fertig."

Elisabeth fuhr zusammen, als wenn sie von einer Schlange gestochen worden wäre. Sie blickte auf und begegnete seinen Augen, welche ohne alle Theilnahme auf sie gerichtet waren. Einige Augenblicke darauf war George verschwunden. Elisabeth suchte Sir Eldan auf und fragte ihn mit einer Stimme, welche sie sich vergebens bemühte ruhig erscheinen zu lassen, ob er wisse, wo das Atelier von Monsieur George sei. Sie erfuhr dann, daß dasselbe im Hotel de la Paix, gerade dem Hotel Holland gegenüber, gelegen sei.

Ganz früh am nächsten Morgen finden wir George, die Arme über die Brust gekreuzt, in die Betrachtung eines Bildes versunken, welches auf einer

Staffelei in seinem Atelier stand. Von der Leinwand herab blickte ihm das stolze Gesicht Lady Elisabeths entgegen.

„Welch schöner Kopf!" rief er, nachdem er es eine Weile angesehen. In demselben Augenblick klopfte es an die Thüre, aber so unsicher und schwach, daß man selbst durch den Schall unterscheiden konnte, daß die Person, welche sich auf eine solche Weise zu erkennen gab, von Furcht beherrscht sei.

„Herein!" rief George. Die Thüre öffnete sich langsam und — Lady Elisabeth trat ein. Das Aussehen der jungen Frau zeigte, daß sie aufgeregt sei. Ueber das stolze, bleiche Gesicht war eine lebhafte, warme Röthe verbreitet. Niemals war sie so schön gewesen.

„Madame, was bringt mir die Ehre Ihres Besuchs? sagte George artig.

„Sie reisen wohl bald nach Rom, ist es nicht so?" fragte Elisabeth und setzte sich auf einen Stuhl, welcher neben der Staffelei stand. Sie war so aufgeregt, daß sie nicht zu stehen vermochte.

„Ja, Madame, in zwei Tagen; mein Junokopf ist fertig."

„Ich komme, um zu fragen, ob Sie nicht vor Ihrer Abreise nach Rom mein Porträt malen wollen?"

Einige Augenblicke betrachtete George schweigend das junge Weib. Was war aus der übermüthigen Lady Canning geworden! Sie war es nicht, die er vor sich hatte, dieses schüchterne, bebende, zitternde und einnehmende Wesen, welche es kaum wagte, ihre Augen

zu ihm aufzuschlagen. Nach einer kurzen Pause antwortete George:

„Was Sie wünschen, Madame, ist nicht ausführbar. Ein Porträt von Ihnen würde meine Reise nach Rom zu lange verzögern.“

„Ich bitte Sie, schieben Sie die Reise auf.“

Elisabeth blickte mit einem flehenden Blick, mit einem so schönen Blick zu ihm hinauf, daß derselbe ein kälteres Herz, als das von George hätte rühren können. Mit einem traurigen Lächeln fügte sie hinzu:

„Andernfalls würden Sie mich zwingen, Ihnen nach Rom nachzureisen, um es von Ihnen gemalt zu bekommen.“

Es war unmöglich, nein zu sagen.

Einige Tage darauf hatte George zum zweiten Male diese regelmäßigen Züge zu zeichnen begonnen, welche beim ersten Anblick seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Er malte sie nicht aus dem Gedächtniß, wie das erste Mal, sondern er hatte jetzt das Original vor sich. Es waren nicht allein die Züge, sondern auch die Seele, die er auf die Leinwand übertrug. Man glaubte das Herz zu sehen, wie es, von starken und mächtigen Gefühlen glühend, unter dieser hochgewölbten und marmorweißen Brust klopfte.

Elisabeth hatte sich vor der Porträtirung ein phantastisches Kleid anziehen lassen, welches ihre stattliche Figur, den hübschen Hals und Arme, sowie den schönen Kopf auf eine vortheilhafte Weise erscheinen ließ. Eine üppige Rose schmückte das reiche Haar, von welchem ein Spitzenschleier herabfiel und gleich

einer durchsichtigen Wolke über Schulter und Rücken wogte.

Tage und selbst Wochen vergingen. Elisabeth sah täglich den jungen Maler.

Während diesen Stunden wurde höchst selten ein Wort zwischen ihnen gewechselt; dagegen wurden die Blicke, welche sich jeden Tag begegneten, immer wärmer und wärmer. Immer länger und länger ruhten George's Augen auf dem schönen Weibe, und immer deutlicher verriethen sie, daß er sie nicht als ein bloßes Kunstwerk betrachtete.

Als Elisabeth sich eines Tages einfand, um die gewöhnlichen zwei Stunden zu sitzen, fand sie bei ihrem Eintreten George vor ihrem Portrait und dem vorher von ihm gemalten Junokopf stehen.

„Madame!“ rief er ihr entgegen, „betrachten Sie diese beiden Köpfe und sagen Sie mir, welchen Sie am besten finden.“

Elisabeth verglich sie eine Weile mit einander und antwortete, indem sie auf das letztere Bild deutete:

„Dieses ist das beste.“

„Und warum meinen Sie das?“

Jetzt wandte George seinen Blick von den Copien nach dem Original. Elisabeth schwieg.

„Wollen Sie, daß ich es Ihnen sage?“ fragte er.

Elisabeth nickte bejahend.

„Dieses hier ist Elisabeth ohne Herz;“ George deutete auf die Juno; „dieses ist Elisabeth mit Herz. Die Liebe hat ihren heiligen Schimmer über Ihr Antlitz verbreitet. Er ergriff ihre Hand und fügte hinzu:

„Sie lieben mich."

„Das ist wahr," antwortete Elisabeth mit bleichen Lippen.

George ließ ihre Hände los und stürzte aus dem Zimmer. Vergebens wartete Elisabeth darauf, daß er wiederkommen sollte.

Elisabeth kehrte, das Herz voll Angst wegen seines sonderbaren Benehmens, nach Hause zurück. Sie schloß sich in ihr Zimmer ein, ohne auch nur selbst ihrem Vater es zu erlauben, sie zu sehen. Am folgenden Morgen begab sie sich wie gewöhnlich in das Atelier von George. Als sie in dasselbe eintrat, fand sie Niemanden dort. Elisabeth ging hin zu einer Thüre, welche zu einem kleinen Zimmer führte, wo Elisabeth während des Portraitirens zu ruhen pflegte. Auch dort fand sie Niemanden. An einem Haken neben der Thüre hing der Sommerhut von George auf einer Staffelei, links stand ein Buch mit Studien, das aufgeschlagen war und auf dem Tisch lagen einige Bücher und Zeichnungen. Es schien, als hätte er soeben seine Wohnung verlassen. Elisabeth warf einen Blick auf die Papiere und entdeckte dann einen Brief, welcher an sie adressirt war.

Sie erbrach ihn, aber schon beim Lesen der ersten Zeilen sank sie in die Kniee, als wäre sie nicht im Stande, den Schlag zu ertragen, der sie getroffen. In dieser Stellung las sie den Rest des Briefes; als sie damit zu Ende war, entschlüpfte ihr ein schwacher Ruf verzweifelten Schmerzes. Sie verlor die Besinnung. Der Inhalt des Briefes war folgender:

„Sie lieben mich! — Sie haben es eingeräumt

und wir sind geschieden. — Sie, die Sie so schön sind, täglich zu sehen und zu wissen, daß Ihr Herz mir gehört, ist für mich eine Gefahr, der ich nicht gewachsen bin; darum fliehe ich sie. — Lady Canning wird bald den Sohn des Handwerkers vergessen, wenn sie ihn nicht mehr sieht. George kann nicht das Weib lieben, welche eine Stufe herabzusteigen meinen würde, wenn sie ihm ihre Liebe schenkte. Darum reist er. Wir werden uns in diesem Leben nie mehr begegnen. Vergessen Sie deßhalb George."

Zwei Jahre eilten dahin und man schrieb das merkwürdige Jahr 1848. Ludwig Philipp hatte sein Spiel verloren. Der in Frankreichs Geschichte unsterbliche 24. Februar war herangereift. Ein wilder Kampf wurde in den Straßen von Paris gekämpft, wo die Barricadenhelden unter den Standarten der Freiheit sich unsterbliche Lorbeeren erwarben.

In einer dieser Straßen, wo der Kampf am heißesten war, finden wir auf der dort errichteten Barricade als Anführer einen jungen Mann mit einem ungewöhnlich geistreichen und edlen Aussehen. Er schlug sich wie ein Löwe und ermunterte durch seinen Muth und seine Kühnheit die Anderen, gegen die Angreifer tapfer Stand zu halten. Er hatte bereits mehrere Wunden erhalten, ohne daß der Blutverlust seinen Arm ermattet hätte, als eine Kugel ihn in

den Kopf traf, so daß er wie todt rücklings niederstürzte. Man trug ihn in ein angrenzendes Haus. Eine junge stattliche Frau sprang denjenigen, die ihn trugen, entgegen.

„Ist er todt?" frug sie mit einem Ausdruck der Verzweiflung.

„Noch nicht," war die Antwort. Man übergab ihn dem Schutze der jungen Dame; sie ließ ihn in eines der oberen Stockwerke hinaufbringen.

Draußen dauerte der Kampf fort. Der junge Mann lag in einem heftigen Wundfieber und an seiner Seite wachte eine Frau, welche in ihrer ganzen äußeren Erscheinung so schön und reizend war, daß sie selbst die Leiden hätte wegzaubern können.

Die Tage kamen und gingen. Ludwig Philipp war geflüchtet, die provisorische Regierung gebildet und die neugeborne Republick wurde in den Straßen und auf den Märkten besungen; aber noch lag der junge Barricadenkämpfer auf seinem Schmerzenslager; noch raste ein wildes und heftiges Fieber, welches seinen Verstand verwirrte. Treulich saß das junge Weib an seiner Seite, ihn mit nie ermüdender Zärtlichkeit pflegen. Es war, als hätte sie den Tod zum Duell herausgefordert und beschlossen, mit ihm bis auf's Aeußerste um das Opfer zu kämpfen, welches er dahin raffen wollte. Gutwillig wollte sie sich dasselbe nicht rauben lassen. Oft brachte das junge Weib die ganze Nacht knieend an dem Krankenbett zu und betete für seine Genesung.

An einem schönen Abend Anfangs Mai schlummerte der Kranke ganz ruhig auf seinem Lager. Auf

einem Schemel neben seinem Bett sitzend blickte seine Pflegerin angstvoll und zärtlich auf die bleichen, hübschen Züge.

„Elisabeth!“ flüsterte er ganz leise. „Elisabeth, reiche mir die Hand, ich sterbe für die Liebe und die Freiheit. Ich vermag nicht ohne Dich zu leben.“

In demselben Augenblick erwachte er und blickte auf. Der sonst träumeriche und verworrene Blick war jetzt wunderbar klar und verständig. Das fiel ihr auf, die an seinem Bette saß.

„Wieder diese erstaunliche Täuschung,“ murmelte er und schloß die Augen.

„Das ist keine Täuschung, das ist Elisabeth,“ stammelte sie. „O! George, mein Geliebter, betrachte mich, sage, daß Du Deinen Junokopf wieder erkennst.“

George blickte auf. Wunden, Leiden und alle Qualen, welche er ausgestanden, waren vergessen. An seinem Bette knieend, seine Hände in die ihrigen geschlossen, beichtete Elisabeth die Geschichte ihres stolzen Herzens; wie sie gegen die nagende Liebe gekämpft; wie sie dann derselben nachgegeben, ohne daß weder Stolz noch irgend Etwas im Stande gewesen wäre, diese Liebe zu unterdrücken, und wie endlich seine plötzliche Abreise sie beinahe getödtet. Zwei Jahre lang war sie in ganz Italien, Deutschland und Frankreich herumgereist, um ihn wiederzufinden, aber vergebens. Einige Tage vor dem Ausbruch der Märzunruhen war sie in Paris angekommen, hatte ihre Wohnung zufällig neben der Barrikade, auf welcher George kämpfte, und so sei ihr vom Schicksal die theure Pflicht

zuertheilt worden, ihn zu pflegen und ihm das Leben zu erhalten.

Einige Monate darauf verließ Lady Elisabeth Frankreich als die Gattin des Künstlers George.

Die Liebe gleicht Alles aus; sie kennt keinen Rang.

Der Schwur der Treue.

„Für Den, der Schwüre nöthig hat,
Sind Schwüre viel zu schwach.“

Im nördlichen Frankreich liegt irgendwo an der Küste das kleine Schloß Verdeville, welches einer französischen Familie Namens Dorbin gehört. Der Eigenthümer davon, der ursprünglich Kaufmann war, lebte mit seiner Frau und einzigen Tochter seit einigen Jahren von seinen Zinsen.

Madame Dorbin, welche einer adeligen Familie angehörte, die während der Emigration all ihr Vermögen verloren, hatte sich herabgelassen, dem plebejischen Monsieur Dorbin ihre Hand zu geben; eine Mesalliance, welche sie später fortwährend als das größte Unglück ihres Lebens beweinte.

Die Tochter Zoé hatte seit ihrer frühesten Kindheit die Mutter davon sprechen hören, welche Erniedrigung es für ein Weib mit edlem Blut in seinen Adern sei, einen Mann zu haben, der seinem Stande unter ihr noch stände. Oft pflegte Madame Dorbin zu ihrer sechszehnjährigen Tochter zu sagen:

„Mein Kind, heirathe nie einen Mann, der nicht einen Titel hat, und wenn er noch so reich wäre.“

Dieses stete Wiederholen hatte in der That der Eitelkeit des Mädchens Nahrung gegeben, und sie hielt es für eine Pflicht gegen sich selbst, daß ihr künftiger Gatte eine durch ausgezeichnete Eigenschaften hervorragende Persönlichkeit sei.

Zoé war ein reizendes Mädchen, mit einem Gesicht so frisch und anmuthig wie der Frühling, einem Wuchs, der einen Bildhauer hätte entzücken können und mit einem Benehmen, wie es nur eine Französin haben kann; das heißt mit dieser reizenden Anmuth, welche noch mehr als Schönheit die französischen Frauen auszeichnet. Unser geistreicher Blanche sagt in der „Sonne von Süd und Nord": „Es ist verzeihlich, wenn man bei der Schilderung der französischen Frauen etwas warm um's Herz wird, denn dieß ist ebenso schwierig, wie den Westwind zu beschreiben, welcher uns entzückt, wenn er kömmt, und betrübt; wenn er von dannen flieht."

Kurz, Zoé war beim Beginne unserer Erzählung ein reizendes und liebliches Wesen von achtzehn Jahren.

Achtzehn Jahre, das war ja noch ganz jung. Das ist wahr; aber demungeachtet hatte Zoé drei ganze Jahre den Sohn von Dorbins nächstem Nachbar, dem Präfecten, Gaston de Givré, geliebt. Als er neunzehn und Zoé fünfzehn Jahre alt war, hatten sie bereits Liebesversicherungen ausgetauscht. Seit der Zeit waren drei Jahre vergangen. Die kindliche Liebe hatte eine andere Gestalt angenommen, und sich bei Gaston in ein wirklich tiefes Gefühl verwandelt. Mit unglaublicher Eile machte er seine Studien und sollte jetzt seine juridische Laufbahn beginnen.

Es war gerade zu jener Zeit, als die Verwicklungen zwischen Rußland und der Türkei ihren Höhepunkt erreicht hatten und der erste Zug auf dem Schachbrett des Kriegstheaters gethan wurde.

Er fand sie allein im Salon auf Verdeville. Gaston wollte wie gewöhnlich Zoé umarmen; denn es war einmal ausgemacht, daß sie ein Paar werden würden. Bei dieser Bewegung des künftigen Präfecten zog Zoé sich mit einem nicht unbedeutenden Anstrich übler Laune zurück.

„Mon chère, ich bin verdrießlich, unterlasse deshalb alle Kindereien."

„Verdrießlich, Zoé!" rief Gaston erschrocken und ergriff ihre Hand. „Hat sich etwas zugetragen, das Dich betrübte?"

Eine Wolke auf Zoé's Stirne war Veranlassung zu wirklichem Kummer für Gaston. Verliebte sind sich zu allen Zeiten gleich geblieben. Derselbe Mann, welcher mit Verzweiflung auch nur eine Ahnung von Unzufriedenheit seiner Geliebten bekommt, wird einige Jahre später, wenn das Gefühl abgekühlt ist, sie ziemlich gleichgültig Ströme von Thränen vergießen sehen. Veränderlichkeit in den Gefühlen ist die Erbsünde des Menschengeschlechts.

Zoé zog ihre Hände zurück, welche ihr Geliebter ergriffen hatte und sagte in einem Tone, welcher auf einen stärkeren Gefühlsausbruch deutete:

„Was sich zugetragen hat, fragst Du; und das nach unserer Unterredung von gestern Abend. Du willst, daß ich mit Ruhe die Demüthigung ertragen soll, daß mein Gaston lieber zu Hause mit der Feder

in der Hand sitzt, als wie ein ächter Franzose das Schwert zu ergreifen und in's Feld zu gehen, um zu kämpfen und Ehre zu gewinnen. Ach! es ist ein demüthigendes Bewußtsein, daß es Dir an demjenigen Muthe gebrechen soll, welcher den Franzosen zum Helden macht."

Zoé verbarg ihr Gesicht in den Händen.

„Theure, geliebte Zoé!" rief Gaston und stürzte auf die Kniee vor dem einnehmenden weinenden Mädchen. „Es ist nicht aus Mangel an Muth, daß ich Deine Bitte abschlug, daß ich in den Krieg gehen möchte, sondern weil ich mich bereits für eine ganz andere Laufbahn bestimmt. Auf dieser vorwärts zu kommen, ist mein höchstes Streben gewesen, weil der Lohn für meine Mühe Dein Besitz werden sollte!"

„Gaston, ich werde in's Kloster gehen; aber niemals die Frau eines Mannes werden, welcher sich geweigert hat, an einem Kriege wie dieser Theil zu nehmen."

„Zoé, Du überlegst nicht, was Du sagst."

„Thue ich nicht!" rief Zoé und sprang auf.

Sie erhob ihren Blick und ihre Hände gen Himmel und fügte mit einem hinreißenden Ausdruck, welchen die Französin so gut ihrer Stimme zu geben versteht, hinzu:

„Ach, Gaston, ich liebe Dich so von meiner ganzen Seele, daß ich Dir alle glänzende Eigenschaften, welche den Mann so hoch stellen, beigelegt habe. Du warst in meinen Träumen ein Held, welcher sich für alles Große und Edle mit glühenden Gefühlen interessirte. Wie oft habe ich nicht während dieser letzten

Zeit mit klopfendem Herzen darauf gewartet, daß Du erklären würdest, nicht in weichlicher Unwirksamkeit zu Hause bleiben zu können, während Deine Landsleute in den Kampf zogen, und wie oft habe ich nicht im Geiste Dich mit Ehre und Auszeichnung vom Streite zurückkehren gesehen. O! mein Gott, — jetzt faltete sie die Hände, — was ist aus meinem schönen Traum geworden!"

„Er wird verwirklicht werden!" rief Gaston mit strahlendem Blick.

Auf diesen Ausruf folgte eine Scene, die sich jeder Liebende vorstellen kann, weshalb wir dieselbe mit Stillschweigen übergehen.

Zoé war unaussprechlich glücklich, denn sie hatte gesiegt und Gaston fühlte sich seinerseits glücklich, besiegt zu sein.

Einige Tage darauf hatte Gaston sich an einem schönen und klaren Abend auf Verdeville eingefunden, um der Dame seines Herzens Lebewohl zu sagen. Er sollte jetzt hinaus, um sich für die Ehre und seine Liebe zu schlagen. Es war sein letzter Besuch vor der Abreise. Die beiden jungen Leute waren in den Garten hinuntergegangen, um dort, von Blumenduft, von dem Rasseln des Laubes und dem Spiele des Wassers umgeben, Versicherungen gegenseitiger Liebe auszutauschen. Gaston hatte einige Romanzen ge-

sungen, indem er sich mit der Laute begleitete, um auch auf diese Weise das übervolle Herz sprechen zu lassen. Als er mit seinem Gesang zu Ende war, ergriff er Zoé's Hand, legte dieselbe auf seinen Arm und sagte:

„Komm, laß uns noch einmal ins Meer hinausblicken, vielleicht werden wir nie mehr zusammen dieses Bild schauen.“

Lange standen sie an die Barriere gestützt, welche nach dem Meere zu lag und Zoé sprach mit schwärmerischer Begeisterung von ihrer Liebe und von der Zukunft. Gaston horchte darauf, während eine Wolke tiefer Schwermuth über seinen hübschen Zügen ruhte. Es war ein trauriges Vorgefühl, daß die frohen Tage seines Glücks jetzt zu Ende seien. Plötzlich legte er seinen Arm um Zoé's Leib, führte sie weg von der Barriere nach dem Garten und sagte, indem er sie an seine Brust drückte:

„Ich will nicht lange das Meer betrachten; denn die Wogen desselben flüstern so wunderbar, daß es mir vorkommt, als wenn sie mir winkten, uns Beide in die Tiefe zu stürzen. Dann, Zoé, wärest Du auf ewig die Meinige. Nun! ach, mein Gott; wenn ich aus dem Kampfe wiederkehre, dann hast Du mich vielleicht vergessen.“

Zoé schlang ihren Arm um seinen Hals, blickte ihm in seine brennenden Augen und flüsterte:

„Niemals wird Zoé eines Anderen Braut als Deine, niemals wird sie Dich vergessen können!“

„Die Abwesenheit, Zoé, ist eine gefährliche Feindin der Treue.“

„Gaston,“ sagte Zoé mit Wärme, „ich schwöre bei der heiligen Jungfrau, Dir ewig treu zu bleiben. Fällst Du, dann wird das Kloster meine Zuflucht, wo Deine Zoé denjenigen beweinen wird, den sie auf der Erde am höchsten liebte. Sollte ich dem Schwur, den ich jetzt gethan, untreu werden, dann hast Du ein Recht mich als ein ehrvergessenes und treuloses Weib vor der Welt zu brandmarken. Siehe hier,“ fügte sie hinzu und zog ein Medaillon hervor, welches ihr Bild enthielt, „laß dieses Bild Dich als ein Talisman begleiten. Am Rande steht: Treu bis in den Tod.“

„O, Zoé!“ .... Eine lange Umarmung und ein heißer Kuß vollendeten den Satz.

Der Mond, welcher seine silbernen Strahlen über Land und Meer verbreitete, verbarg sich eben hinter einer Wolke, um nicht länger Zeuge des Abschieds der jungen Leute zu sein.

Als Zoé etwas später allein an ihrem Kammerfenster saß und mit thränenfeuchtem Auge in die Nacht hinausblickte, da klagte ihr Herz über die Trennung und machte ihr Vorwürfe, daß sie Gaston überredet hatte, in den Krieg zu gehen.

„O! wenn er fallen sollte, dann würde mein Herz brechen,“ flüsterte sie. „Aber er wird nicht fallen, sondern als Oberst und mit der Ehrenlegion decorirt zurückkehren, und dann werde ich Obristin. Ach, was das für eine göttliche Freude werden wird! Niemand wird es dann wagen, davon zu sprechen, daß ich eine Krämerstochter sei.“

Mit diesen Trostgründen ging das junge Mäd-

chen zur Ruhe und es träumte ihr, daß Gaston in glänzender Oberstuniform und die Brust voll von Orden gekommen sei, um sie zum Altare zu führen; aber gerade als sie ihm die Hand reichen sollte, sei er verschwunden.

Wie haben die Poeten nicht den Krieg und den Heldenmuth besungen; würden aber diese Dichter, welche die Schlachten mit so prahlerischen Worten geschildert, dazu im Stande gewesen sein, wenn sie nach der Schlacht ein Schlachtfeld besucht und es mit Verstümmelten, Verwundeten, Sterbenden und Todten bedeckt gesehen hätten? Ob nicht das Blut vor Entsetzen in ihren Adern erstarrt und die Feder ihnen aus der Hand gefallen wäre, welche mit glühenden Farben die Scenen vom Schauplatze des Kampfes schildern sollte? Wir glauben, daß das Gräßliche eines solchen Schauspiels, bei welchem jedes menschliche Gefühl schaudert, den Reiz, welchen der Kampf selbst hat, gänzlich in den Hintergrund gedrängt haben würde.

Wer mit Interesse dem Kriege in der Krim gefolgt ist, der hat auch von der tollkühnen Keckheit, vom Muth und Feuer der Zuaven im Kampfe gehört. Es ist unter einer vollen Attaque beim Sturme auf eine der **** Bastionen, daß wir den Leser mitten in in die Reihen der fechtenden Zuaven einführen wollen,

welche Tod und Verwüstung verbreiteten und denen Alles weichen mußte.

An der Spitze dieses siegenden Haufens befanden sich zwei Männer. Des Einen olivenfarbige Haut, scharfgezeichnete Gesichtszüge, schwarze flammende Augen und ungewöhnliche Gewandtheit verriethen sofort seinen arabischen Ursprung. Des Andern regelmäßige und edle Gesicht, lebhafte, blitzende Augen und Leichtigkeit in den Bewegungen zeigten an, daß er ein Franzose sei. Beide trugen Zuavenuniform und kämpften mit so zu sagen beispielloser Tapferkeit. Während einer augenblicklichen Ruhe bemerkte der Araber gegen den Franzosen.

„Warum, Kamerad, wirfst Du Dich in den Kampf mit so viel Tollkühnheit, suchst Du den Tod?"

„Nein, ich suche die Ehre und darum habe ich beschlossen, der Erste zu sein, welcher jene Bastion besteigt und dort das Siegeszeichen aufpflanzt.

„Aber vorher kann es Dir leicht passiren, daß Du mit dem Tode Brüderschaft trinken mußt."

„Bah, wenn man wie ich sich für seine Ehre und Liebe schlägt, dann fällt man nicht."

„Du wünschest also dem Tode zu entgehen?"

„Ja, ich will mit Lorbeeren und Ehre bedeckt zurückkehren."

Der Kampf, welcher wieder begann, verhinderte jede weitere Unterhaltung. Von diesem Augenblick an wich der Araber nicht von der Seite des Franzosen, und manchen verderblichen Hieb, der nach dem Kopfe des Kameraden geführt wurde, parrirte er während des wilden Gefechts.

Einmal rief er dem Franzosen zu:

„Kamerad, Du bist verwundet!"

„Thut nichts, ich spüre es nicht," war die Antwort.

Einige Minuten darauf war die Bastion erstürmt und der junge Krieger bestieg sie als der Erste. Mit einem: Vive la France! pflanzte er dort die französische Fahne auf, während sein Siegesruf von Tausenden von Stimmen wiederholt wurde. In demselben Augenblick bemerkte er den Araber an seiner Seite.

„Du hast die Bastion zu gleicher Zeit mit mir bestiegen," sagte er mißvergnügt.

„Du irrst Dich, ich bestieg sie vor Dir."

„Hole Dich der T—, die Ehre, der Erste gewesen zu sein, gehört Dir."

„Nein, behalte Dir das Siegeszeichen, Du kämpftest für dasselbe, ich suchte nur den Tod."

Eine Kugel, welche an dem Araber vorbeisauste, unterbrach das Gespräch. Der Franzose stürzte in die Kniee, die Fahne wankte, aber blieb doch stehen. Der Gefallene hatte dieselbe krampfhaft mit seiner linken Hand umklammert; die rechte war zerschmettert worden.

„Kamerad, ich habe den rechten Arm verloren und kann nicht weiter am Kampfe theilnehmen."

„Aber ich kann es," fiel der Araber ein und rief, indem er die französische Fahne ergriff:

„Es lebe de Givré!" welches von den stürmenden Zuaven in Gastons Ohren gerade in dem Augenblick wiederhallte, als er die Besinnung verlor.

Welch herzzerreißenden Anblick bietet nicht ein Feldlazareth! Diese Lager mit verstümmelten, wimmernden Wesen, welche von Schmerzen und Fieber verzehrt, es mit ihren Seufzern und Klagen erfüllen.

In einem Krankensaal finden wir Gaston. Sein Arm war abgenommen und er selbst lag da schweigend, ohne über physische Schmerzen zu klagen, sondern nur mit fieberhafter Ungeduld den Augenblick erwartend, wo er wieder gesund werden und am Kampfe theilnehmen konnte. Er hatte beim ersten Sturm, an welchem er theilgenommen, seinen rechten Arm verloren, das ist wahr, aber er war dadurch befördert worden.

Neben ihm, mit einer Binde um den Kopf saß sein Seitenmann im Kampfe, der Araber, den wir hier Ali nennen wollen.

„Nun, Kamerad Gievré, warum drehst und wendest Du Dich so ungeduldig auf Deinem Lager? Der Arzt hat ja gesagt, daß Du ruhig sein müßtest."

„Ah! es ist peinlich, hier zu liegen und die Kanonenschüsse zu hören, ohne mit am Kampfe theilnehmen zu dürfen.

„Meinst Du denn, daß Du in der letzten Affaire nicht Blut genug gesehen hast, da Du dich nach mehr sehnst?"

„Ich sah kein Blut, ich hörte keinen Jammer, ich sah und hörte nur den Sieg der Franzosen."

„Es kostete Dich Deinen Arm."

„Und Dich eine Schmarre am Kopf."

„Bah, das nächste Mal wird es der Kopf sein, der flöten geht."

„Sei Du Deinetwegen ruhig, Kamerad, Du wirst schon finden, was Du suchest, so gut wie ich; aber der Lohn, der Deiner dort zu Hause wartet, der wird ausbleiben.“

„Wie meinst Du das?“

Der Araber heftete einen finstern Blick auf den Franzosen und antwortete:

„Kamerad, Du willst mit Ehren gekrönt in Deine Heimath zurückkehren?“

„Ja wohl!“

„Und dort wirst Du mit Liebe belohnt werden?“

„Auch das ist wahr.“

„Du verläßt Dich also auf die Treue eines Weibes?“

„Ja.“

„Suche dann lieber, wie ich, den Tod; dann wirst Du nicht betrogen.“

„Was sagst Du! ich betrogen!“ rief Gaston mit einem zuversichtlichen Lächeln.

„Derjenige Mann, der sich auf den Schwur der Treue eines Weibes verläßt, wird immer angeführt. Alles kannst Du hier im Leben finden, nur keine Treue in der Brust eines Weibes.“

Ali schwieg und blickte düster vor sich hin.

Es entstand eine Pause, während welcher Gaston Zoé's Portrait hervorzog, das er mit den Blicken eines wirklich Liebenden betrachtete, und je länger seine Augen auf dem schönen Bilde ruhten, desto lauter pochte sein Herz und Gaston dachte:

„Giebt es irgend einen Preis, der hoch genug wäre für das Glück, sie zu besitzen? O, Du meine

edle und hochherzige Zoé, ohne Dich wäre ich jetzt nicht ein Mann, der meinem Vaterlande Ehre gemacht, nicht ein von seinen Kameraden vergötterter Held, sondern ein Weichling, der seine Kraft und seine Zeit zu Hause vergeudet hätte. Derjenige, der so hochherzig und edel, wie Du, denkt, hat auch ein treues Herz."

Gaston hatte in seinem Entzücken die Gedanken in Worte gekleidet und sprach sie laut aus.

„Ja so," fiel Ali ein," sie ist es also, die Dich zum Helden und Krüppel gemacht; aber wird jede Deine Beförderungen ebenso theuer, dann wirst Du nicht besonders verführerisch aussehen, wenn sie Dich wieder sieht."

„Was hat das zu bedeuten. Der Stolz, den sie über mich empfinden wird, macht sie mein entstelltes Aeußere vergessen und giebt mir einen Ersatz für den Verlust meines Armes. Ein Sprichwort sagt: Die Glieder eines Kriegers existiren nur, um auf dem Schlachtfelde zerstreut zu werden."

Der Araber lächelte.

„Aber sage mir, Ali, warum suchst du so eifrig den Tod?"

„Weil ich um meine Liebe betrogen worden bin und die Ehre verachte. Das Leben ist mir eine Last, die ich los werden will."

„Wenn ich von ihr betrogen werde, dann . . ."

Gaston fuhr mit der linken Hand über die Stirne.

„Dann würdest Du Dich mit der Ehre trösten."

„Ich würde mich tödten und sie mit meinem Blute bespritzt, fortleben lassen."

Der Araber zuckte mit den Achseln und antwortete ganz ruhig:

„Warum Hand an Dein eigenes Leben legen? Der Tod trifft Dich schon, wenn Du ihn suchest.“

„Er hat Dich nicht getroffen.“

„Er zögert nur. Wenn ich einen solchen Kameraden, wie Du bist, vertheidigen kann, dann finde ich ihn schon. Man muß auch durch seinen Tod Nutzen zu stiften suchen. Erinnere Dich, daß ich Dir mein Leben schenke, wenn es das Deinige retten kann.“

Wieder wurde eine Schlacht geschlagen, wieder sollte eine Festung genommen werden, und der junge Zuavenkapitän Gaston de Givré stand an der Spitze seiner Soldaten. Er kämpfte mit dem Muthe eines Löwen, obgleich er jetzt auf seinen linken Arm beschränkt war. Treu kämpfte der Araber Ali an seiner Seite. Der Kampf war ein verzweifelter und der Sieg lange unentschieden. Der wilde und heftige Kampf der Zuaven gab endlich dem Streite eine entscheidende Wendung, so daß die Truppen der Alliirten glaubten, auf einen glänzenden Sieg hoffen zu dürfen.

Es war eine Bastion, die vom Feinde mit vieler Energie vertheidigt wurde und genommen werden mußte. Gaston führte die Zuaven an, welche sie angriffen. Auch jetzt wollte er der Erste sein, der sie als Sieger bestieg. Während des rasenden Kampfes,

welcher jetzt entstand, hatte Ali mehreremale den kühnen Anführer gerettet. Endlich hörte man durch das Getöse des Kampfes den Ruf: «Vive la France!» und siehe, auf den Mauern der Festung wehte wieder die französische Fahne. Ein Kugelregen von der feindlichen Seite begrüßte dieselbe und der kecke Kapitän de Givré stürzte zu Boden.

„Vorwärts, Kameraden!" ertönte die Stimme des Gefallenen an seine Zuaven.

Rings um ihn her raste ein wilder Kampf; denn der Feind machte einen letzten und verzweifelten Versuch, die Franzosen zurückzuwerfen, und so viel Verwüstung als möglich in den Reihen der Sieger anzurichten. Als sie Gaston fallen sahen und hörten, wie er, obgleich verwundet, mit lauter und deutlicher Stimme seine Leute aufmunterte, concentrirte sich der Kampf um ihn.

Wie ein Fels stand Ali an der Seite des gefallenen Führers. Jeden Hieb, der nach Gaston geführt wurde, strafte Ali mit einem Todesstoß. Als schließlich vier Säbelklingen zu gleicher Zett über de Givré geschwungen wurden, warf Ali sich wie ein Schild über ihn. Die eine Klinge hieb den Kopf des Arabers ab, die Andere versenkte sich in seine Brust; aber keine traf Gaston. Einige Stunden darauf brachte man den Kapitän in das Lazareth.

Die verstümmelte Leiche Ali's wurde mit den übrigen Gefallenen begraben.

Die Schrecken des Kriegs waren zu Ende. Der Friede hatte seinen Balsam auf die Wunden des Krieges gelegt. Die Truppen waren nach der Heimath beurlaubt und diejenigen, welche Ehre und Auszeichnung gewonnen, sahen mit sehnsuchtsvollen Blicken dem Tage entgegen, an welchem sie die Heimath wieder sehen sollten. Die Franzosen hatten mit Jubel und Begeisterung die zurückkehrenden Krieger begrüßt.

Väter, Mütter, Gattinnen, Schwestern und Geliebte beeilten sich, die Helden zu umarmen. Unter der Zahl der letzteren befand sich ein ganz junger Mann in der Majorsuniform der Zuaven. Es schien, als hätte er dieselbe ehrlich verdient; denn er kam nur mit einem Arm und einem Bein wieder zurück. Diese Verluste schienen indessen gar nicht auf sein Gemüth eingewirkt zu haben; denn das bleiche Gesicht strahlte von Hoffnung und Freude.

Sein Aufenthalt in Paris dauerte nicht lange. Sobald er konnte, machte er sich auf den Weg nach der Heimath. Stolz und glücklich wie ein Gott sah er jene Gegenden wieder, wo er eine frohe Kindheit verlebt und seine ersten Träume von Glück und Liebe an Zoé's Seite geträumt. Er hatte sie nicht von seiner Rückkehr in Kenntniß gesetzt, sondern ihr eine freudige Ueberraschung bereiten wollen. Wie klopfte nicht sein Herz doppelt schnell beim Gedanken an ihre Freude, und mit welchem Gefühl wahren Stolzes blickte er nicht auf das Kreuz der Ehrenlegion, das er trug. Jetzt fühlte er sich der Liebe und der Bewunderung Zoé's würdig. Er hatte sich als Held ausgezeichnet und sie immer gleich treu und unaus-

sprechlich geliebt. Wie würde sie mit ihrer hochherzigen Denkweise ihn nicht begreifen und verstehen. Von seinem eigenen Herzen wußte er, wie hoch sie denjenigen lieben mußte, der sie so liebte, wie er es that. Daß die Zeit Zoé geändert haben sollte, fiel ihm nicht ein; denn dieselbe hatte ja ihn nicht geändert. Daß Zoé sich andern Eindrücken hingegeben, kam ihm unmöglich vor. Er war ja noch derselbe, und Gaston that es, wie Alle — er beurtheilte die Geliebte nach seinem eigenen Innern.

An einem schönen Sommertag gegen Abend kam er in der Heimath seiner Väter an und einige Stunden darauf finden wir ihn in Dorbins Garten an derselben Stelle, an welcher Zoé ihm beim Abschied den Schwur der Treue leistete.

Gaston stand an die Barriere gelehnt und blickte hinaus in's Meer. Er wußte, daß Zoé Abends nach diesem Platz zu promeniren pflegte, und er hatte beschlossen, dort ihre Ankunft abzuwarten, um die freudige Ueberraschung um so viel größer zu machen. Er wollte, daß ihr erstes Wiedersehen gerade hier, und nur mit Gott als Zeugen, stattfinden sollte.

Unser Krieger hatte lange dort gestanden und auf jeden Laut gehorcht, ohne daß die Erwartete zum Vorschein kam.

Gaston fing an zu fürchten, sie möchte ihren alten Gewohnheiten nicht mehr treu sein, und grübelte darüber nach, wie er es anfangen sollte, Zoé ganz allein an diesem Platze zu treffen. Aus diesem Grübeln wurde er durch den Schall von Tritten herausgebracht; aber es war nicht eine Person, sondern

zwei, die sich näherten. Gaston, welcher durchaus nicht wollte, daß bei seinem und Zoé's erstem Begegnen eine dritte Person anwesend sei, zog sich hinter eine Hecke zurück. Kaum war dieß geschehen, als ein junges Weib, das sich auf den Arm eines Mannes stützte, sichtbar wurde.

Gaston de Givré starrte von seinem Versteck aus die beiden Ankommenden mit einem Blick an, welcher bewies, daß er glaubte, er sei das Opfer einer Täuschung, oder daß ihn seine Augen betrögen.

„Ah! mein Gott," sprach er vor sich hin, „meine Gedanken und Gefühle sind so mit Zoé beschäftigt, daß ich sie in jedem Weibe zu sehen glaube, das sich meinen Blicken zeigt, und darum glaube ich auch jetzt, daß es Zoé sei!"

Gaston strich mit der Hand über die brennend heiße Stirne, als wenn er das Bild verscheuchen wollte, welches er vor seiner Phantasie spielen glaubte.

Indessen waren die eben Angekommenen bis zur Barriere herangetreten und standen jetzt ganz nahe an der Hecke, welche Gaston verbarg.

„Zoé," sprach der Mann, auf dessen Arm das junge Weib sich stützte, „man hat mir gesagt, daß Du ein Verhältniß mit einem gewissen Gaston de Givré gehabt, welcher in den Krieg gegangen ist; ist das wahr? In diesem Falle hättest Du mich betrogen, als Du sagtest, daß ich Deine erste Liebe sei."

Bei diesen Worten zitterte die Hecke, hinter welcher Gaston stand; aber die beiden Liebenden merkten es nicht.

Mit einer Stimme, die so anmuthig und mild war, wie der Sommerwind, antwortete Zoé:

„Mein geliebter Charles, es ist wahr, daß de Givré und ich Spielkameraden gewesen; aber von Liebe ist nie zwischen uns die Rede gewesen. Du bist es, der zuerst dieses Gefühl in meinem unerfahrenen Herzen wach gerufen; oder glaubst Du, daß ich Gaston in den Krieg hätte ziehen lassen, wenn ich ihn geliebt; daß ich mich zu solchen Qualen verurtheilt haben würde, wenn mein Herz so an ihm gehangen, wie an Dir?"

Wieder hörte man ein heftiges Rasseln in der Hecke.

„O! daß ich doch wagen dürfte, Dir zu glauben," rief Charles und schlang seinen Arm um Zoé's Leib. „Blicke mir in's Auge, Zoé, und schwöre mir, daß ich Deine erste und einzige Liebe bin."

„Ich schwöre es," stammelte Zoé und stützte den Kopf gegen Charles Brust.

Ein Ton gleich einem Seufzer machte Zoé zusammenfahren und auszurufen:

„Was war das?"

„Das Seufzen des Meeres gegen das Ufer, meine Geliebte," antwortete Charles mit zärtlicher Betonung.

„Komm, laß uns gehen," bat Zoé. „Ich liebe nicht das Seufzen des Meeres."

Die Treulose empfand Etwas gleich Gewissensbissen; denn die Erinnerung hatte sie mit unbeweglicher Strenge daran gemahnt, daß sie gerade an der-

selben Stelle ewige Liebe und Treue geschworen; eine Treue, die sie längst nicht mehr gehalten.

Liebte sie wirklich Charles? Gott weiß es! Zoé gehörte zu denjenigen, welche aus Laune oder Eitelkeit lieben.

Charles de Beaupré war Marquis, jung, reich und verliebt. Zoé wäre durch ihn in eine gesellschaftliche Stellung gekommen, welche Gaston ihr nie bieten konnte, falls er wirklich aus dem Kampfe zurückkehrte.

Als eine ächte Französin konnte Zoé unmöglich begreifen, wie man des Gefühls halber sollte im Stande sein können, den eigenen Vortheil zu opfern; darum nahm sie begierig die Partie mit Charles an, und bald kam es ihr selbst unerklärlich vor, wie sie hätte glauben können, im Ernste eine Neigung zu Gaston gehabt zu haben. Natürlich mußte er einsehen, daß sie nicht darauf verzichten konnte, die Frau des reichen Marquis de Beaupré zu werden, weil sie unter dem Einfluß exaltirter Gefühle einen kindlichen Schwur der Treue geleistet.

Die Dunkelheit der Nacht war eingebrochen, als Gaston in seine Wohnung eintrat. Nur einige Stunden waren, seit er sie verließ, verflossen, und doch waren sie hinreichend gewesen, diese lebhaften und freudestrahlenden Züge in solche zu verwandeln, welche Kummer und Verzweiflung entstellt hatten.

Als er in sein Schlafzimmer eintrat, warf er sich auf's Sopha, ohne ein einziges Wort auf alle die freundlichen Fragen zu antworten, welche die alte Dienerin an ihn richtete. Die düster vor sich hinstarrenden Augen hatten fast etwas Wahnsinniges in ihrem Ausdruck. Lange lag der arme Invalide unbeweglich; plötzlich erhob er sich hastig und fragte die alte Nanny:

„Wann wird Zoé Dorbin heirathen?"

„Die Mutter Gottes schütze uns! ist es deßhalb, daß er so übel zu Muthe ist?"

„Stille, Nanny, antworte nur auf meine Frage."

„Man sagt, daß es in vier Tagen geschieht. Die kleine Zoé wird Marquisin."

„Verlasse mich."

Der Ehecontrakt zwischen Marquis Charles de Beaupré und Zoé Dorbin sollte unterschrieben werden. Zoé hatte gerade ihren Namen darunter gesetzt, als die Salonthüre hastig aufgerissen und ein Bedienter, der den Weg versperren wollte, bei Seite geschoben wurde. Der Lärm, welchen dieß verursachte, bewirkte, daß Aller Blicke sich nach der Thüre richteten.

Herein trat ein hochgewachsener Mann, welcher trotz seinem hölzernen Bein mit sicheren Tritten auf Zoé zuschritt. Bei seinem Anblick entfuhr ihr ein Angstruf und sie wankte, fiel aber nicht, denn der

Eintretende hatte sie am Arme gefaßt und sagte in dumpfem Tone:

„Zoé, kennen Sie den Mann wieder, dem Sie ewige Treue schwuren?"

Zoé schauderte zusammen. Alle Anwesenden standen stumm da.

„Betrachten Sie mich genau," fuhr er fort, während seine Hand sich fester und fester um ihren Arm schloß. „Siehe, um welchen Preis ich mein Wort gehalten, mit Ehre und Narben bedeckt, nach Hause zurückzukehren. Nun gut, ein Mann, der sich aus Liebe zum Helden und Krüppel gemacht, und dessen Gattin zu werden, oder auch in's Klöster zu gehen und seinen Tod zu beweinen, sie einen so heiligen Schwur thaten. Dieser Mann hat ein Recht zu verlangen, daß Sie Ihren Schwur halten. Zoé, Sie sehen ja an meinem Gesicht, daß ich komme, um die Erfüllung Ihres Versprechens zu fordern . . . und mich wegen Ihrer Treulosigkeit zu rächen."

Zoé's Blick hing an Gastons unheilverkündenden Zügen, und sie fühlte, wie ihr Blut erstarrte. Sie las in denselben, was kein Anderer las, und darum flüsterte sie:

„Gnade, Gaston!"

Er ließ ihren Arm los und sagte mit einem düsteren Lächeln:

„Sie geben also zu, Ihre Treue gegen mich verrathen und meine Rache verdient zu haben?"

„Ja! flüsterte sie mit lautloser Stimme.

„Und Du, treuloses Weib, glaubtest, daß Der-

jenige, der Dich so geliebt, wie ich, geduldig die Folgen Deines Betrugs ertragen würde! Du betrogst mich. Mir gehörst Du und wirst nie die Gattin eines Anderen werden."

Gaston hatte während er sprach, die Hand unter seinen Rock gesteckt. Bevor irgend einer der Anwesenden wußte, woher derselbe kam, ertönte ein Schuß und Zoé lag in ihrem Blute gebadet zu den Füßen des Helden von der Krim.

Ein Schrei des Entsetzens und Alle stürzten auf den Wahnsinnigen los, welcher eine solche That begangen; aber ehe ein Arm sich gegen ihn ausstrecken konnte, um ihn zu fesseln, hörte man einen zweiten Schuß und der junge Invalide ruhte todt an der Seite seiner treulosen Geliebten. So wurde der Schwur der Treue besiegelt.

So erzählte eine Madame D— aus der Bretagne die Verfasserin dieser Geschichte, als wir eines Tages vom Krimmkriege sprachen. Die Geschichte ist wahr und hat sich wirklich zugetragen, weshalb die Verfasserin dieselbe als eine passende Warnung für Diejenigen angesehen hat, die mit Schwüren spielen.

Ende des letzten Bandes.

jenige, der Dich so geliebt, wie ich, geduldig die Folgen Deines Betrugs ertragen würde! Du betrogst mich. Mir gehörst Du und wirst nie die Gattin eines Anderen werden."

Gaston hatte während er sprach, die Hand unter seinen Rock gesteckt. Bevor irgend einer der Anwesenden wußte, woher derselbe kam, ertönte ein Schuß und Zoé lag in ihrem Blute gebadet zu den Füßen des Helden von der Krim.

Ein Schrei des Entsetzens und Alle stürzten auf den Wahnsinnigen los, welcher eine solche That begangen; aber ehe ein Arm sich gegen ihn ausstrecken konnte, um ihn zu fesseln, hörte man einen zweiten Schuß und der junge Invalide ruhte todt an der Seite seiner treulosen Geliebten. So wurde der Schwur der Treue besiegelt.

So erzählte eine Madame D— aus der Bretagne die Verfasserin dieser Geschichte, als wir eines Tages vom Krimmkriege sprachen. Die Geschichte ist wahr und hat sich wirklich zugetragen, weshalb die Verfasserin dieselbe als eine passende Warnung für Diejenigen angesehen hat, die mit Schwüren spielen.

Ende des letzten Bandes.

Schwartz, Marie Sophie

Ausgewählte Werke von M. S. Schwartz Aus dem Schwedischen übersetzt von G. Fink, Otto gen. Reventlow, C. Büchele

Bd.: 7,6

Stuttgart 1865